

L. g. sept.

94^c

L. G. Sept.
94^e

Dr. King - Holmfeld

DÄNISCHE ZUSTÄNDE

AUFGEHELLT IN

LITTERATUR-BRIEFEN

NEBST

BEMERKUNGEN

ÜBER DIE

AUSSPRACHE DES DÄNISCHEN

VON

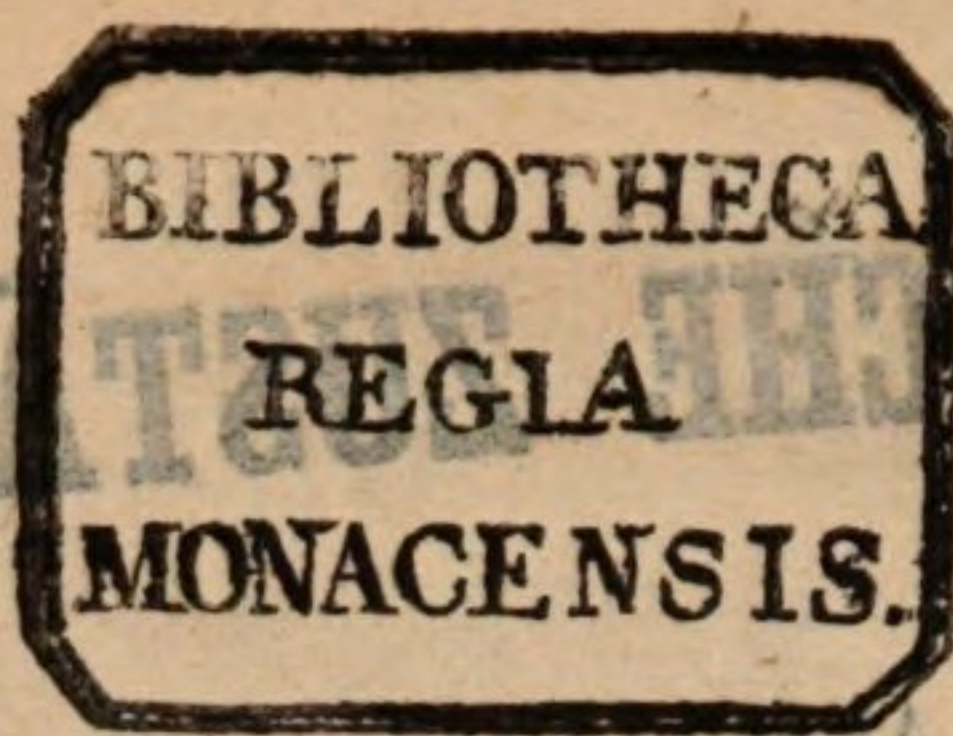
CONSTANT Freiherrn DIRCKINCK-HOLMFELD,
AMTMANN, KAMMERJUNKER, Dr. j.

ATENA.

DRUCK VON GUSTAV ESCH.

1846.

724. B.



LITÆRA-TUR-BRIEFEN

NEBST

BEMERKUNGEN

ÜBER DIE

AUSSPRACHE DES DÄNISCHEN

VON

CONSTANT FRIEDRICH DRICKER-HOLMSTEDT
KÖNIGL. KATHOLISCHER, DE. D.

LEIPZIG

DRUCK VON GUSTAV FISCHE

1846.

VORREDE.

Man erlaube mir einige Worte der Entschuldigung für die nachstehende Schrift. In der Ausarbeitung ist nemlich der eigentliche, linguistische Zweck derselben so sehr zurückgedrängt worden und fast in ein Nichts eingeschwunden, dass mindestens ein starker Eindruck von Unzweckmässigkeit daraus hervorgeht. Die Sprache, dieser reichhaltige Grund und Unterbau des Denkens, ist an sich ein zu ernster Gegenstand der Forschung, als dass nicht selbst jeder geringfügige Theil derselben ernst, scharf, logisch, wissenschaftlich, mit Entfernung alles Ungehörigen dargestellt werden sollte. Dass Letzteres mindestens hier nicht geschehen, nicht innegehalten sei, muss ich von vorn herein bekennen. Es genügt die Entschuldigung keinesweges, eine Anweisung zur Aussprache der dänischen Buchstaben sei eine so unbedeutende Sache, dass sie, schon um ein Interesse zu gewinnen, gewichtiger Stoff heranzuziehen heische. Der praktische Sprachzweck wird dadurch beschwert, — hier vielleicht gar erdrückt. Wäre es ein Werk über das Ganze der dänischen Sprache, so liessen sich weitschweifige Erörterungen über Momente, die auf die Sprache und deren Kunde oder Würdigung Einfluss haben, rechtfertigen. Es bleibt mir nur übrig den Fehler gradezu einzugestehen,

die Abschweifung in ganz heterogene Richtungen, die unverhältnissmässige Entwicklung von Parthien, die in linguistischer Beziehung unwichtig scheinen, als eine Sache zu geben, die sich von selbst gemacht hat, und dem Leser zu rathen, die ganze, aus dem Stegreif des Ungefährs entstandene Arbeit auch als eine ganz freie Anlage zu nehmen, in der er sein *spatiari* wiederum eben so frei treiben kann, als es ihn gelüstet. Ich selbst bleibe dabei völlig in der Wahrheit, und die daraus entspringende Befugniss ist auch meine beste Entschuldigung. Das Buch ist wirklich aus der Bitte eines Freundes hervorgegangen, eine Anweisung zum Aussprechen des Dänischen zu erhalten. Er gehört zu denen, die das einsame Studium der mündlichen Lehrweise vorziehen. Ihm ist zugleich mein freies, selbstbeliebiges Überschreiten in verwandte Regionen lieb und angenehm. Daher die Briefform der Mittheilung, die das ausspricht, was man grade auf dem Herzen hat. Da nun für viele Andere, die nicht in dänischer Umgebung leben, der mündliche Unterricht nicht zugänglich ist, und Wenige sich um die dänische Sprache kümmern werden, die nicht zugleich nach Kenntniss der dänischen Zustände, insbesondere insofern sie auf die Sprache selbst Einfluss üben, verlangen, so kann ich mir diese als Publikum wählen und es ganz nach dem Typus meines Freundes bilden, womit denn die Andern, die hier ein Segment der Wissenschaft selbst suchen, zur Nachsicht sich stimmen lassen und mit blossen Tangenten der Erkenntniss vorlieb nehmen müssen. So frei nun die Behandlung des Gegenstandes ist, so frei ist auch der Ton derselben. Auch hierüber ist eine Entschuldigung nöthig. Erstlich und vorall ist

man dem Publikum subjective Wahrheit schuldig, und obgleich diese allerdings nicht fordert dass man alle seine Gedanken auf den Markt bringe, so führt ein starkes Bewusstsein jener Pflicht leicht dahin, unbedenklich die ängstliche Zurückhaltung zu meiden und bis an die feine Gränzlinie hinanzustreifen, die durch den guten Willen: nur zum Guten zu reden, scharf, aber doch nur geistig gezogen wird. Dann aber ist auch das menschliche Leben zu kurz, und das des Einzelnen für die Menge zu unbedeutend, als dass man die edeln Momente durch complimentöse Rücksicht und ceremoniöse Umsicht verkümmern sollte. Endlich kann ich nicht läugnen dass Trivialität, geistige Indolenz und Schlafsucht mir im Ganzen annoch so vorherrschend erscheinen, dass ich, schon aus billiger Furcht selbst unter dem Übel, — der *febris apathica* unsrer Zeit, — zu erliegen, etwas scharf zu reagiren mich versucht fühlen darf.

Ich halte es zwar nicht für nöthig mich des Vorwurfs zu starken Lobes des Dänischen zu erwehren. Wenn ich Vorliebe für die Dänen und ihren Charakter fühle, so ist mein Urtheil dennoch völlig unparteilich. Ausser dem in humanen Kreisen anderer Länder ebenso reichlich genossenen Wohlwollen habe ich keinerlei Begegnung erfahren, welche mein Urtheil bestechen könnte. Bei vielfachen Verkehr mit Dänen seit 30 Jahren habe ich namentlich kaum Jemand angetroffen, welcher meinem Bedürfniss und Verlangen nach geistiger Belehrung und innerer Förderung aus entsprechender Anregung entgegengekommen wäre. Meine Vorliebe ist unter Erlebnissen entstanden, die präsumtiv das Gegentheil erzeugen müssten. Ich habe die Dänen fast ohne Beziehung

auf mich selbst, nach dem was sie sind und werden könnten, gewürdigt.

Ueber ihren Nationalcharakter insgemein habe ich für jetzt meine Ansicht zurückgehalten, namentlich auch weil kein einziges haltbares Urtheil hierüber von irgend einem Dänen vorlag, und weil die Misslichkeit allgemeiner Urtheile bei nöthiger Vergleichung noch zunimmt. Meine Bemerkungen sind daher nur partiel. Dennoch ist vorzubemerken, dass der Däne auf dem Standpunkt natürlichen Gemüths und aufgeweckter Verstandesschärfe, jedoch mit lässigem Naturel und nachgebender Thatkraft steht. Geschichtliche Beziehungen haben eine innere Verstimmung, mit etwas verschlossenem, auch argwöhnischem und daher repulsirendem Charakter erzeugt, welcher mit sonstiger Gutmüthigkeit und Lebhaftigkeit contrastirt. Die deutsche Beimischung, ohne glücklich zu sein, giebt einen vielleicht nöthigen Reiz. Die vergeistigenden Momente sind noch nicht zur Reife und Entschiedenheit gelangt. Daher das Unbestimmte, Schwankende, Halbe, welches der Gutartigkeit der Anlage doch keinen Eintrag thut. Abwesenheit der Extreme und Ausartungen der Nachbarn giebt der Gutartigkeit negative Vorzüge und somit positiven Vorzug. Wie weit sich dieser erstrecke, dürfte erster Entwicklung vorzubehalten sein. Jedenfalls rechtfertigt er die Vorliebe, deren Aeusserung ich im Folgenden durch billigen Tadel gemässigt habe.

Wer in den folgenden Blättern Viel sucht, wird vielleicht Wenig finden; wer aber Wenig erwartet, wird jedenfalls nicht über Täuschung klagen können. Indem ich nun in einer Schrift, welche Sprachgegenstände behandelt, wenigstens eine richtige Wahl der

Schriftzeichen treffen möchte, muss ich dem Beispiel der grössten Autoritäten in Sprachsachen, Rask und J. Grimm nachfolgen. Dieser sagt: „Wer die sogenannte deutsche Schrift braucht, schreibt barbarisch. Es ist nicht zu spät, und leicht genug, einer so peinlichen und unnützen Schreibweise zu entsagen, welche sich von uns lediglich Dänen und Litthauer haben aufbürden lassen, Schweden und Engländer bald nach den ersten Versuchen, in richtigerem Takt und gesunderem Sprachgefühl, wieder ablegten. Selbst in unserer Mitte ist sie nie völlig durchgedrungen. Es geschieht ohne vernünftigen Grund, dass man diese verdorbene Schrift, wie sie zur Zeit der erfundenen Druckerei sich grade gebildet hatte, eine gothische oder deutsche nennt. Nicht genug, dass diese Schrift das Auge beleidigt, Schreiben und Druck mühsamer macht, sie hindert auch die Verbreitung unserer Literatur im Auslande.“ (S. Einl. zur deutschen Grammatik. 1840. S. 26 ff.) Rask zeigt wie sich diese verwerfliche deutsche Schrift aus den unvollkommenen, schnörkeligen Schreibweisen des Mittelalters als eine verdorbene lateinische Schrift gebildet hat, die man dann mit fortschreitender Bildung meist gegen die einfachere, geschmackvollere lateinische Schrift vertauscht hat. Er meint, mit Recht, wir müssten desgleichen thun. Was also mit Gründen belegt ist, dem darf man aus Rücksichten auf den vorwaltenden Gebrauch, in linguistischen Schriften sich nicht widersetzen; denn diese müssen sich zunächst nach Logik und Vernunft umsehen.

Dagegen können wir uns in die Schreibweise des Grimm, welcher, nach dem Beispiel der Hauptsprachen, auch die grossen Buchstaben, bis auf we-

nige Fälle, vertilgt, nicht fügen. Zwar sagt er: „wer grosse Buchstaben für den Anlaut der Substantive braucht, schreibt pedantisch;“ aber hier trifft die Gewohnheit mit der deutlichere Bezeichnung zusammen und wir können nur auf den obigen Satz: „Wer in den folgenden Blättern u. s. w.“ verweisen, um es deutlich zu machen, dass wenn wir viel und wenig, statt Viel und Wenig, geschrieben hätten, der Satz gradezu ein doppelsinniger Calembourg geworden wäre.

Vermag nun die weitere Verbreitung der motivirten Ansicht so grosser Sprachforscher etwas dazu beizutragen dass man der verzerrten, sogenannten deutschen Schrift hin und wieder entsage, so ist nicht allein für die bessere Ausbreitung unserer Literatur, an deren Buchstabenschrift Fremde sich schwerlich gewöhnen können, hier schon Nützliches geleistet, sondern auch für die Augen des deutschen Publikums selbst, welche, trotz der Gewohnheit, doch durch die unklare Schrift leiden.

—•••—
zunächst nach Logik und Vernunft unschön.

Daneben können wir uns in die Schreibweise des Griechisch, welcher, nach dem Beispiel der Haupt- sprachen, auch die grossen Buchstaben, bis auf w-

ERSTER BRIEF.

Das dänische Sprachgebiet. — Land und Volk der Dänen.

Die Sprache, als Ausdruck des Gemüths, und selbst der höhern Seeleneinheit, die dem Gemüthe zum Grunde liegt, ist, ungeachtet der mannigfach in ihr hervortretenden Zufälligkeiten, mit dem Wesen des Menschen innigst verwoben. So auch mit dem Volke, dem sie als Medium und Ausdruck dient. Die rechte Auffassung der Sprache wird daher auch durch eine richtige Kenntniss und Beurtheilung des Volks, für welches sie Ausdruck ist, bedingt. Sie werden es daher, werther Freund, nicht, wie bei so manchen andern meiner Bemerkungen, für eine bei beschränktem Zwecke ungehörige Abschweifung ansehen, wenn ich über Land und Leute, die das Gebiet der dänischen Sprache zunächst ausmachen, einige Aphorismen vorausschicke.

Das Land, welches wir jetzt *Dännemark*, nach neuerer Weise „*Dänemark*,“ * der *Dänen Mark*, nennen, soll nach der Meinung seiner neuern Geschichtsforscher seinen Namen von „dan,“ niedrig, (engl. down,) und „mörk,“ Waldung,

* Ich halte dies für weniger richtig; denn wie man auf dänisch *Danmark* und *Dannemark* hat, so sollte man auf deutsch *Dänmark* oder *Dännemark* sagen, gleichwie auf französisch le Danmark oder le Dannemark. Sprache und Gebrauch verwerfen den gedehnten Laut.

(dunkel, und daher Wald,) erhalten haben. Diese Erklärung scheint jedoch nur halb wahr, und, wie die des Saxo, welcher den Namen gradezu von einem alten Könige Dan herleitet, verwerflich. *Dänen*, Dani, isländ. Danir, ist, wie *Gothen*, *Franken*, *Sachsen*, ein weit verbreiteter und alter Volksname, dessen Ursprung man nicht ohne Grund in jenen Gegenden sucht, welche man als die Wiege der nordischen Völker bezeichnet, also noch jenseits des Don, des Tanais, des Phasis der Alten, an welchem die gothischen Völker sich, auf der Wanderung vom *Kaukasus* nordwärts, zunächst aufhielten. Vielleicht sind auch die griechischen *Danaer* nur *thracische* Brüder desselben *gothischen* Stammes, zu dem auch die *Germanen*, von *geir*, Spiess, gehörten. Das Ansehen des *Dänen*-Namens im hohen Norden ist, ohne bestimmte Beschränkung auf den einzelnen Stamm, schon daraus erkennbar, dass die dem Norden gemeinsame Sprache, die *nórræna tunga*, auch *danska* genannt wurde, und die Silbe *dan* überhaupt etwas Ausgezeichnetes, besonders dem Charakter nach, bedeutet; z. B. *Danimenska*, Bravheit, candor; so auch jetzt „*Dannemand*,“ der brave Mann. Erhielt nun auch Mark, als Gefilde, im Dänischen seine Bezeichnung wohl erst dadurch, dass das Feld durch seine Grenzen und Markzeichen gekennzeichnet wurde, welche im Isländischen *mark* genannt werden, und spricht der isländische Name *Danmörk* dafür, dass das Land wirklich vom Walde seinen Namen führt, so ist dies an sich jetzt gleichgültig und es ist gewissermassen bezeichnend, dass das Land, welches nur noch wenig Wald hat (nämlich nur 3 bis 4 pCt. des Areals), nicht mehr, wie bei den Isländern, der *Dänen Wald*, sondern viel richtiger der *Dänen Mark*, wie auch sonst in den alten Geschichtsquellen, heisst; denn jetzt überwiegen die bebauten Feldmarken.

Dies *Dännemark*, dän. „*Danmark*,“ bezeichnete schon früh die Gesamtheit dänischer Volksstämme, mochten sie auch verschiedenen Reichen und Fürsten angehören, welche jedoch schon im grauen Alterthum meist unter der Gesamtmacht eines Königs standen und das *Danavelldi*, *imperium Danorum*, den dänischen Staat, im Gegensatz des *Sviavelldi* bildeten. Da dies Reich in Form und Wesen als eine demokratische Monarchie, als eine auf Volks-Wahl und -Willen beruhende königl. Gewalt bestand, so musste sich eine bestimmte politische Gestalt und Einheit des Dänenreichs schon früh herausstellen. Wir nennen daher mit Recht dänische Völker und Dänen alle diejenigen, welche in der dänischen Reichsverfassung, sei es zur Wahl, oder zum *Danahof* (zum Parlament der Dänen) berufen waren, oder unter denen die Könige mit dem Volke *Ding* hielten und Recht sprachen oder Beschlüsse fassten, mochten diese Völkerschaften auch zuweilen sich spalten, verschiedene Fürsten wählen, unter einander kämpfen, oder verschiedene Dialekte sprechen. So waren die *Schoningen* ächte Dänen wie die *Jüten* und *Angeln*. Denn bei ihnen allen wurde der Dänenkönig gekieset und in der Volksversammlung bestätigt. Bei ihnen allen hielt er *Ding*, und alle waren zur Bildung des einen dänischen Heers pflichtig. Die mit vorbehaltener Obergewalt und königlicher höchster Gerichtsbarkeit, sammt Heerfolge, schon früh (1113) geschehene Absonderung eines grossen Theils von Schleswig (incl. Angeln), erst unter einem Jarl, (Lavard, mit ungewöhnlicher Macht), fand zuerst statt wegen der häufigen Einfälle der Wenden, denen nur ein mit ausserordentlicher Gewalt bekleideter Jarl (earl, Graf) begegnen konnte. Diese also entstandene Absonderung veranlasste nachher die Erhebung der Statthalterschaft zur Herzogswürde, zur Befriedigung der Familienambition, indem bald ein Rival zur Königswürde,

bald ein Prätendent, bald ein Sohn, Bruder oder mächtiger Verwandter sich durch diese Herzogswürde abfinden liess. Die Staatshoheit des dänischen Reichs, des Reichsraths mit dem Könige, dauerte dabei unverändert fort bis zur oldenburgischen Regierung, welche gleichfalls aus dynastischen Rücksichten die Abtheilungen und Abfindungen der neuern Geschichte und die Einführung eines deutschen Gesamtlehens, nach der Analogie Holsteins, veranlasste, über deren zu Recht beständige Folgen man sich jetzt noch, mit Hintansetzung der Wahrnehmung, dass das Souverainetätsprincip eine neue Periode mit geregelter Erbfolge und Staatseinheit, hervorgerufen hat, widersinnig und unvernünftig herumzankt. In wenigen historischen Fragen kann man die den Verstand verfinsternde Eigenschaft des Parteigeistes deutlicher gewahr werden, als in der Auffassung der dänischen Volks- und Markgrenzen, indem selbst ein Mann von so anerkannten Verdiensten wie Dahlmann, die schlichte Wahrheit doch nur in getrübttem Lichte auffasst, sobald sich, wie hier, eine Parteimeinung einmischt. Er meint, und sonderbar, selbst *Baggesen* nach ihm: Dänen seien eigentlich nur jenseits des grossen Belts wohnende Völker gewesen. Jüten, und noch mehr Angeln, seien germanische, vom Süden vorgedrungene Völker. Die eigentlichen schleswig-holsteinischen Parteimänner, Cavillatoren, die von der Geschichte grade so viel wissen, wie von der Gerechtigkeit, haben die Meinung in Kurs gebracht: „Angeln seien reine Deutsche gewesen; sie seien einst so gänzlich nach England ausgezogen, dass dänische Völker ihre Sitze einnehmen konnten und also ein ursprünglich deutsches Schleswig dänisch machten. Andere haben ohne sorgfältig erwägendes Quellenstudium *bona-fide* diese Ansicht adoptirt und sogar auf die Jüten überhaupt angewandt. Ich halte es der Mühe werth, diese an sich schon sonderbare Hypothese zu

beleuchten, weil ich aus derselben wahrgenommen habe wie der Parteigeist den Menschen so weit führt dass ihm die einfache natürliche Unterscheidungsgabe endlich ganz abgeht. Will man nun von der frühern Beschaffenheit, von dem Ursprunge und der Verwandtschaft der Völker Bescheid geben, so muss man zu den Quellen selbst hinaufsteigen, sie sichten und prüfen, und Hypothesen nicht mit Zeugnissen vermengen und verwechseln. Stellen wir das wegen der Unparteilichkeit und zuverlässigen Kunde des Erzählers glaubwürdige Zeugniß des Königs Elfreth oder *Alfred* voran, so werden wir schon einiges Licht für das weitere Urtheil erlangen. Er sagt in seiner kurzen Beschreibung: „Westlich von den Alt-Sachsen ist der Ausfluss der *Elbe* und *Frisland*. Von dort Nordwest liegt das Land, welches *Angeln* heisst und *Sillende* mit einem Theil der Dänen; nördlich von ihnen (den Sachsen) sind die *Obo-triten*.“ Sillendi, welches man nur in der abentheuerlichsten Verwirrung für Seeland halten konnte, scheint eine in jenen Zeiten allgemeine Benennung für das südliche Jütland oder Schleyland gewesen zu sein. Vielleicht gab es damals eine grössere, mit dem festen Lande noch zusammenhängende Landschaft, deren Name sich in der Insel Sylt erhalten hat. Vielleicht ist es Südland, wie nachher Südjütland. Redet sonst manches dafür jenes Sillendi für Slilendi, das Land an der Schley, zu halten, so hat sich doch keine solche Wortform anderweitig erhalten, sondern nur Sliasvig. Nicht allein bei Alfred heisst Schleswig insgesamt Sillendi, sondern die Stelle bei dem alten Fränkischen Annalisten, welche Rask aus Pithoeus citirt: „cum Egidoram fluvium transissent, devenerunt in terram Northmannorum (s. Danorum) in locum cujus vocabulum est *Sinlendi*,“ scheint mir noch bezeichnender. Weiterhin heisst es: „Westlich von den Süd-Dänen ist der Arm des

Weltmeers, welcher das Land *Brittannia* umgiebt und nördlich von ihnen ist der Arm der See, welche man Ostsee (Kattegatt) nennt und östlich und nordwärts von ihnen sind die *Nord-Dänen*, theils auf dem festen Lande, theils auf Inseln; im Osten von ihnen (den Süd-Dänen) sind die *Obotriten* (Wenden) und südlich von ihnen ist die Elbmündung und ein Theil der *Alt-Sachsen*. Die Norddänen haben im Norden denselben Seearm, den man Ostsee (Kattegat) nennt und im Osten die Ostleute, im Süden die Obotriten.“ Der Reisebericht Ottars aus derselben Zeit sagt aus: „Südlich von *Konghelle* (im südlichen Norwegen) dehnt sich eine grosse See in das Land und ist breiter als dass Jemand hinübersehen könne (das Kattegat), und *Gotland* (*Jytland*) ist an der andern Seite gegenüber und nachher *Sillendi*. Diese See geht viele hundert Meilen weit ins Land“ (die Ostsee). Von *Kongshelle* segelte er, erzählt er, fünf Tage bis zu dem Hafen, welchen man *Hedeby* (to *Hædum*, at *Hædum* s. *Slesvig*) nennt; dieser liegt zwischen den *Wenden* (in *Wagrien*), den *Sachsen* und *Angeln*, und gehört unter den *Dänen*. Als er von *Kongshelle* dahin segelte, hatte er am Backbord *Dännemark* (*Halland* und *Se-lund*), am Styrbord das offne Meer (Kattegat) drei Tage, und zwei Tage ehe er nach *Hedeby* (*Hædum*) kam, am Styrbord *Jytland* und *Sillendi* und viele Inseln (in diesen Gegenden wohnten die Engländer ehe sie hier ins Land kamen) und in diesen beiden Tagen hatte er am Backbord die Inseln, welche zu *Dännemark* gehören. *Ulfstan* berichtet: „Als er von *Hædum* fuhr hatte er *Wenden* am Steuerbord und am Backbord *Langeland*, *Laland*, *Falster* und *Schonen*, welche Lande alle zu *Dännemark* gehören.“

Wir finden in diesem Berichte mit Gewissheit dass damals in *Schleswig* noch ursprüngliche *Angeln* wohnten, *Süddänen*, verschieden sowohl von *Sachsen* als von

Wenden, und dass selbe zum dänischen Reiche gehörten. Es findet sich keinerlei Andeutung dass sie irgend eine nähere, Verwandschaft zu den Sachsen hatten; vielmehr kommen diese Sachsen selbst hier, nordwärts der Elbe, nur ganz partiel vor. Das Hauptvolk sind Wenden östlich, und Frisen westlich. Zwischen diesen schob sich ein Theil *Alt-Sachsen* keilförmig bis zur Schley hinan. Wenn die im Parteigeist befangenen Historiker es nun irgendwie erklärlich machen wollen, wie dennoch in dem ganzen Lande *Angeln*, also in dem südlichen, der Schley angrenzenden Theile Schleswig's, die Landleute bis in die neueste Germanisirungsperiode, bis vor wenigen Decennien, dänisch gesprochen und die Ortsnamen dänisch sind bis zur Schley und bis an die Frisendistricte, so wie dass in der ausführlichen Geschichte dänischer Verwaltung dieser Staats-theile im Alterthum nicht die geringste Andeutung eines nationalen Unterschieds des Volks in Schleswig von den Dänen vorkommt, und diese Historienmacher dieserhalb die an sich widersinnige Hypothese aufstellen, „ihre präsumtiv deutsche Angeln seien einst insgesamt nach England ausgewandert; in ihr also ledig gewordenes Land seien Dänen eingerückt; das ursprünglich deutsche Land sei also erst dänisch geworden,“ so gerathen sie in Streit mit dem zuverlässigen Könige Alfred und seinen Berichterstattern; überdies aber mit der gesunden Vernunft. Denn wenn auch Angeln und Jüten als Krieger mit nach Britannien zogen, so liegt es nicht in der Art eines, übrigens mit herrlicher Heimath versehenen Bauernvolks, das ganze Grundeigenthum freiwillig in Stich zu lassen, um fremde Sitze, begleitet von allen den Ihrigen, zu suchen. Das Hereinrücken der Dänen en masse nach Angeln, und, wie Baggesen, in seinem sonst gut zusammengetragenen „dänischen Staat“ S. 2 und 3 ohne alle Begründung lehrt, nach ganz Jütland, ist

daher eine Fabel, eine Hypothese ohne Basis, die wir zugleich für ganz unnütz ansehen; denn da eine nachherige dänische Gesamtbevölkerung nicht geläugnet wird, so wäre ein früheres Bewohnen des Landes von andern weggerückten Stämmen eine ganz gleichgültige Sache. Da wir nun das Land und Volk seit einem Jahrtausend dänisch finden, bis dass die neuesten Zeiten das dänische Blut verbastardet und verdrängt haben, so ist es eine historische Thatsache, dass die Südschleswiger ein durchgehends rein dänischer Volksstamm gewesen sind, mag auch eine Verschiedenheit in der Abart bestanden haben, welche die Tradition bei Saxo veranlasste: „es seien zwei Brüder, Angul und Dan, gewesen, von denen jener Stammvater der Angeln, dieser der Dänen ward.“ Wollen die *Angeln* jetzt ihr Blut, ihren Stamm verläugnen, so ist das ihre eigene Sache. Die Geschichte aber dieserhalb verfälschen ist unzulässig und auch dem deutschen Gemüthe, insofern es der Wahrheit huldigt, widerlich. Wenn man also von Schleswig als einem deutschen Lande redet, obgleich die Hälfte des Volks noch dänisch redet, so stützt man sich nur auf die successive deutsche Ansiedelung und deren Verbreitung und politisches Übergewicht, also auf eine Germanisirung, nicht auf die ursprüngliche und auch noch bestehende, wenn auch bedrängte Volksthümlichkeit. Dies zur Steuer der Wahrheit.

So wie also die Schleswiger von den ältesten Zeiten zum dänischen Reiche gehörige Dänen waren, obgleich sowohl Frisen als Angeln von Inseldänen und Jüten nicht unerheblich unterschieden waren, so sind die Jüten ihrer Art nach gleichfalls ein abweichender Stamm. Dieser Abweichung wegen aber sie ursprünglich für Deutsche oder Germanen zu halten, ist gleichfalls eine Verblendung, die ein gesunder historischer Sinn nicht dulden kann. Das

Wahre an der Sache ist, dass die Nord-Jüten von den Insel-Dänen zwar stärker unterschieden sind als selbst die Südjüten oder die dänische Bevölkerung im jetzigen Herzogthum Schleswig. Dennoch sind sie einer der ursprünglichsten nordischen Stämme und das öftere Vorkommen besonderer Jütischer Könige ist eine für jene Zeiten ganz natürliche Erscheinung, sei es, dass Wahl, Besitz, Erbfolge oder factische Macht solche Absonderung veranlasste. In Jütland selbst findet man auch eine kenntliche Stammverschiedenheit, indem die Mitte des Landes von Ost nach West eine grössere Aehnlichkeit mit schwedischen Stämmen zeigt, die das nördliche und südliche Ende der Provinz nicht darbietet. Diese Erscheinung mag allerdings mit Auswanderungen, namentlich nach England, zusammenhängen. Nach Berichtigung jener, aus blossen Parteisinn hervorgehende Entstellung, ergiebt sich etwa folgende politische Auffassung der Bildung des Sprachgebiets. Das jetzige dänische Reich ist im Ganzen ein aus dem alten dänischen Reichs- und Volksgrunde hervorgegangener Staat neuerer Bildung, in welchem der alte dänische Einfluss auf das aus Wenden, Frisen und Sachsen gemischte holsteinische Land, wie er von der Heidenzeit bis zur Einführung der Erbregerung bestand und abwechselnd ausgeübt ward, zwar politisch wieder anerkannt und neu begründet worden ist, jedoch also, dass das hinzugezogene deutsche (Fürsten- und Herrenelement) das neue bildende Moment im Staate abgab und sich in Volk und Regierung, in Staat und Geschichte, in Sprache und Sitte eindringend, überwältigend, bildend geltend gemacht hat. Dies der deutsch-dänische oldenburgische Staat Dännemark. Im Verlaufe dieser, noch wenig zur Bestimmtheit und Vollendung gediehenen neuen Staatsbildung, welche jetzt eine Krise hat, indem die zusammengeschweissenen Nationalitäten nach Scheidung streben, und sich nament-

lich um das gemischte Territorium zanken, sind die rein skandinavischen Bestandtheile des Reichs, namentlich die jetzt schwedischen Provinzen, und Norwegen, welches mit Dännemark verschmolzen war, gleichsam naturgemäss, abgefallen, und der deutsche Einfluss ist, insbesondere von der Gränze aus in Schleswig, materiel vorgedrungen. Dennoch sind diese Staatstheile weder in deutscher noch in dänischer Weise zu einer bestimmten, gesammten, eigenen Nationalität gelangt und beiderlei Bestrebungen: das Deutsche oder das Dänische überwiegend geltend zu machen, sind nur als krankhafte Erscheinungen vorgekommen, welche eine natürliche Reaction hervorgerufen haben. Die Auflösung des historischen Problems, welche zunächst ins Auge zu fassen ist, besteht in der beiderseits gerechten Würdigung, Befestigung, Anerkennung zweier Nationalitäten in einem Staate in allen Fällen, wo jede derselben eine eigene Daseinsform in Anspruch nehmen kann und darf; dagegen in der Beseitigung und Neutralisirung beider in allen den Rücksichten, wo deren besondere Daseinsform nicht von Belang ist und vom Staatsstandpunkte aus nicht in Betracht kommen darf und kann. Diesen Principgedanken weiter auszuführen ist hier der Ort nicht. Hier dient derselbe nur dazu eine Scheide zu ziehen zwischen dem deutschen Elemente, welches uns in diesem Versuch der Beleuchtung dänischer Sprachfragen und Formen nicht angeht; dann aber die constitutiv gemischte Beschaffenheit Schleswigs hervorzuheben, wo das dänische Element im Zustande der Reaction seine Berechtigung jetzt mit Recht bis zum vollständigen Gleichgewicht geltend macht und sich namentlich in allen Fällen, wo Gemüth und Persönlichkeit des Volks in Recht und Bildung, in Sprache und Schule in Betracht kommt, reorganisiren, constituiren und zur völligen Parität und Geltung erheben muss, wie denn auch materiell nahe genug

die Hälfte dänisch denkt und spricht. Dies vorangestellt finden wir, geographisch vom Süden ausgehend, zunächst in Schleswig ein verdorbenes Dänisch, * d. h. eine mit Wendischen und Deutschen Anklängen vermischte Volks- und Bauernsprache mit anglischer Originalität, und zwar jetzt mit der deutschen Hälfte zusammengewachsen und lebend. Dann einen alten dänischen jütländischen Volksdialekt bis nach Skagen, inmitten welchem man jedoch eine eingedrungene schwedische Dialektströmung bemerkt; dann mehrere Inseldialekte, welche mehr oder weniger durch wendische Bestandtheile verbauert sind; endlich die dänische Bildungssprache, deren Eigenthümlichkeiten wir hin und wieder berühren werden, indess wir sie hier nur im Allgemeinen in folgenden Zügen charakterisiren. Die alten scharfmarkirten nordischen Sprachformen sind in Ton und Form verweicht, verflächt, vereinfacht, abgestumpft oder abgeschliffen. Die praktische Bildbarkeit und Brauchbarkeit zeigt sich in der Vereinfachung und in der Aufnahme vieler Fremdwörter. Im Gegensatz des Deutschen zeigt sich die mehr dem Weltverkehr zugewandte Beschaffenheit in der Weichheit und Abgeschliffenheit, in dem Streben nach Correctheit und Eleganz, in der Entfernung des Feierlichen, Hochtrabenden, Hochtönenden, Pretentiosen, Affectirten, namentlich der gutturalen Vorhauche, der ge- und ch, sch, die das Germanische kennzeichnen. Der Mangel geistiger Anregung und Kraft zeigt sich in der Ton- und Formlosigkeit, in der Verflächung und Entbehrung des Vollklanges der Vocale und Doppellaute. Es fehlt insbesondere die reiche elastische Fülle und Eigenthümlichkeit. Das Cursive,

* Daher der Vorwurf gegen den Ständedeputirten P. H. Lorenzen, der zuerst in der Versammlung das Paritätsrecht der dänischen Sprache geltend machte, dass er, nach der Hauptstadt kommend, nicht einmal recht dänisch gekonnt habe. Man hat dies übertrieben. Sonach könnten wenige Deutsche deutsch.

Abstracte, Alltägliche ist vorwiegend, und steigt hinab zur tonlosen Trivialität. Dem Volke selbst bleibt diese Bildungssprache meist noch fremd. Nur der Seemann eignet sich die dem Verkehr dienenden und seinem merkantilen, praktischen Sinn entsprechenden allgemeineren Sprachformen leichter an und prägt sie, seiner Sitte und Eigenthümlichkeit gemäss, originel und weiter aus. Man rühmt diesen Seemannsdialekt als markig; er ist jedoch nur derb, mit krassen Redensarten und auch mit Flüchen gewürzt, die weniger, wie die schwedischen, ins Lächerliche fallen. Im Ganzen ist ihr Ausdruck praktisch, kurz und einsilbig.

Die dänische Sprache wird aber nicht allein in den dänischen Provinzen, sondern in ganz Norwegen gesprochen. Der norwegische Dialekt hat zwar eine Menge eigener Ausdrücke und einen singenden Sprachton, der durch das starke Betonen der Penultima, durch ein schleppendes Beharren bei einer Vorsilbe, hervorgebracht wird und der Sprache einen naiven Reiz verleiht. Es ist jedoch zu bemerken dass dem an diese Aussprache gewöhnten Norweger dieser Tonfall selbst nicht auffällt, sondern dass ihm vielmehr die schlichte, wirklich unbetonte dänische Aussprache gegenheilig singend vorkommt. Aehnliche Erscheinung zeigt das Schwedische und macht es geeigneter für den Gesang, indem der Ton schleifend in einer Silbe beharrt bis er alle seine Nüancen durchlaufen hat. Wie dem auch sei, so ist es notorisch, dass ein eigentlicher Unterschied, besonders in der Schriftsprache, zwischen Dänisch und Norwegisch nicht besteht, und ich glaube auch nicht dass dieses je eine vom Dänischen besonders abweichende Richtung nehmen wird. Es verhält sich hiemit ganz so wie mit dem Englischen und Amerikanischen, welches auch einige besondere Redensarten und Ausdrücke hat und sie selbstgefällig ausbildet. Die Norweger, die überhaupt

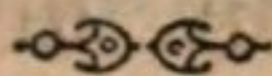
ein starkes, natürliches Selbstgefühl besitzen, wollen allerdings ihre Sprache nicht gern dänisch nennen. Politisch kann man ihnen dies nicht verdenken, wenn nur nicht ein ungeeigneter Ehrgeiz sich einmischt ihre Sprache nur deshalb zu ändern, damit sie vom Dänischen abweiche. Es ist vielmehr zu wünschen dass unter beiden Bevölkerungen ein Wetteifer entstehe ihre Sprache weiter, reicher, reiner auszubilden; entstehen dann, wie vorauszusetzen, einige Verschiedenheiten, so sind sie ein Vortheil für die Sprache, die um so reicher an verschiedenartigen Formen wird, so wie ja auch das Schottische der Literatur eigene Färbung giebt. Die Grundeinheit des Dänischen und Norwegischen muss man für eine natürliche ansehen, indem die Bevölkerung isolirter Gebirgsgegenden nicht leicht durch den Einfluss dänischer Beamten und Bildungselemente zur Sprach-einheit künstlich gebracht werden konnte. Der in Island bewahrte gemeinschaftliche Grund beider Sprachen muss vermuthlich eine grosse Einheit früher dargeboten haben, daher die *norræna tunga*, wie bemerkt, auch leicht als *danska tunga* gelten konnte — und noch gilt. Namentlich aber zeigt sich eine nationale Affinität und die sprachliche Identität in dem oft hervorgehobenen Umstande, dass nicht wenige der ersten Geister in der dänischen Literatur norwegischer Abkunft waren.

Dagegen haben die eigentlich dänischen Provinzen des schwedischen Festlandes ihre dänische Sprache sehr bald eingebüsst. Dass auch das Schwedische vor Alters mit dem Dänischen, Dialektunterschiede abgerechnet, wesentlich zusammenfiel und man, selbst noch vor wenig Jahrhunderten, keine so erhebliche Abweichung diesseits und jenseits des Sundes, wie jetzt, bemerkte, hat nicht verhindert dass das Schwedische sich dennoch zu einer ganz eigenen und eigenthümlichen Sprache kräftig ausgebildet hat.

In diese Bildung ist Schonen nebst Bleking und Halland mit hineingezogen und zwar um so leichter, da die nordöstlichen Theile stets schon dem schwedischen Dialekte unterworfen waren, die ganze Provinz *Bleking* auch vor Alters dem Sweareich angehörte. Jetzt ist der Unterschied so gross, dass nur der gebildete Däne, welcher zugleich mit leichter Fassungs- und Wahrnehmungsgabe versehen ist, schwedische Bücher grösstentheils versteht, dem dänischen Publicum im Ganzen aber sogar deutsche Bücher weniger fremd sind, als schwedische. Auch werden die bessern Schriften beiderseits sofort übersetzt und allgemein nur in der Uebersetzung gelesen. Es ist jedoch Hoffnung vorhanden dass beide Sprachen, wie beide Völker, sich einander noch sehr nähern werden. Dass es nicht längst schon geschah, ist einer der stärksten Beweise des so wenig allgemein aufgeweckten intellectuellen Sinnes in Dänemark, welcher sich um die geistige Richtung und Bildung des nahen Nachbars wenig gekümmert hat und, trotz aller Anregung, auch jetzt noch sehr wenig kümmert. Ich kann hier meine Ueberzeugung nicht verläugnen, dass in der dänischen Nation die geistige Unerregbarkeit, ein schlummerähnlicher Zustand, eine nicht selten vorwiegende Erscheinung war, und dass, wenn in den meisten Sphären unserer Civilisation die geistige Aufgewecktheit auch nur als sporadische Erscheinung vorkommt, diese in Dänemark doch weit seltener und wirkungsloser ist, als man, auf deren Intensität in einigen Kreisen gesehen, vermuthen sollte.

Da nun Nationalität und Sprache ein gemeinschaftliches Gepräge tragen und sich wechselseitig aufhellen, so werden Ihnen vorstehende Bemerkungen über das dänische Sprachgebiet, im Verhältniss zum dänischen Volk, nicht ungehörig erscheinen. Ich werde jedoch öfter auf den hier hervorgehobenen Gesichtspunkt zurückkommen.

ZWEITER BRIEF.



Vorzüge der dänischen Sprache.

Ohne von der dänischen Sprache eingenommen zu sein kann man ihr gewisse Vorzüge nicht absprechen. Obgleich nicht Schweden allein, sondern auch Fremde das Schwedische oft vorziehen, sind doch die Sprachkenner darin einverstanden die dänische gebildete Sprache im Ganzen für feiner, consequenter ausgebildet und dem ästhetischen Gefühle und Geschmack zusagender anzusehen. Namentlich hat das Schwedische mehr misslautende, oft barokke Wortformen. Vor dem Deutschen hat jenes den Vorzug grösserer Weichheit, Einfachheit und Kürze, und zwar nicht allein in den Wortbildungen, sondern auch in der Construction. Das Schreiende, Zischende, Harte, Pochende der deutschen Buchstabenzusammensetzungen, welches man u. a. durch das *dicton* charakterisirt: unsere Voreltern seien auf Deutsch aus dem Paradiese gejagt, ist sehr beseitigt; die vielen Vorschlagsilben, oder Doppellauter sind vermieden. Vor dem Holländischen hat es den Vorzug grösserer Zartheit und Mannigfaltigkeit, so wie der mehr fliessenden Aussprache. An Wohllaut steht es daher den germanischen Sprachen nicht nach. Kein Wunder daher dass die Dänen ihre Sprache sehr lieben. Da dies der Fall mit allen Völkern zu sein pflegt, so kann man höchstens behaupten, keine Nation könne eine recht unparteiliche Richterin über Wohllaut und Schönheit der eigenen Sprache sein. Dagegen ist das Urtheil des Ausländers selten gerecht, weil nicht allein sehr genaue Kenntniss zu einem unparteilichen Urtheil nöthig ist, sondern auch eine Entwöhnung von den Lauten, an die man gewöhnt ist, welche Abstraction besonders bei

hervortretenden Aehnlichkeiten nicht ganz leicht ist. Auch muss man in Geist und Gemüth der Sprache sehr eingedrungen sein, um sie zu würdigen, zu lieben. Man gedenke nur des Eindrucks den das Holländische auf den Deutschen zu machen pflegt, der nur oberflächlich hört! Dennoch gewahrt man bei näherer Kenntniss auch in ihm Vorzüge, die dem Deutschen abgehen. Wenn Sie nun meine Kenntniss des Dänischen, welches ich in den meisten Dialekten und Formen aufzufassen Gelegenheit gehabt habe, für ausreichend ansehen, so glaube ich andererseits ein wirklich unparteiliches Gehör und Urtheil zu besitzen, indem ich, bei aller natürlichen Liebe für die deutsche Muttersprache, deren Mängel schärfer aufgefasst und gewürdigt zu haben vermeine, als es sonst bei meinen Landsleuten vorzukommen pflegt. Die Gewohnheit sehr verschiedene Sprachen zu hören und zu vergleichen mag hiezu beigetragen haben.

Der Wohllaut einer Sprache ist nicht allein von der Weise wie sie gesprochen wird abhängig, sondern auch von andern Eigenthümlichkeiten, von Eindrücken und Gewohnheit. So wie alle Menschen verschieden sind, so offenbart sich diese Verschiedenheit namentlich in der Sprache, die der Ausdruck des Sprechenden ist. Wer mithin eine Sprache öfter von Personen hat sprechen hören, die ihm fatal und unangenehm waren, wird sich eines unangenehmen Eindrucks beim Hören der Sprache überhaupt nicht erwehren können.

Wie es nun vielleicht keine Sprache giebt, in deren Tönen die Schönheit der Seele nicht einigermaßen durchscheinen könnte, so wird man auch dem Eindruck nachgeben den das Gemüth mittelst der Sprache erhalten hat. So kann auch das Barokke anziehend werden und die besondere Stimmung kann Reize geben und nehmen. Die Beredsamkeit der Harms und Grundtvig wird dem einen

abstossend und nichts weniger als wohl lautend erscheinen, indess der Freund ihrer schroffen Richtungen mit ihrer Betonung vertraut wird und auch wohl Gefallen an der kreischenden Aussprache von Lauten findet, an welche sich für ihn werthe Gefühle und Erinnerungen knüpfen.

Ohne den individuellen Stimmungen und Zufälligkeiten ein zu grosses Gewicht einzuräumen, oder einer unwürdigen Schmeichelei Raum zu geben, wollen wir die nationale Sprachliebe überher, und auch bei den Dänen, respectiren. Wir finden es sehr in der Ordnung, dass ein Ehemann, von den Tugenden seiner treuen Gattin durchdrungen, über ihre Erscheinung sehr entzückt ist und dass er auch die liebe *progenies*, deren er sich mit ihr erfreut, mit überaus zärtlichen Blicken ansieht. Es wird keinem verständigen Manne einfallen jene Schönheit der Ehehälfte oder die Wackerheit ihrer Kinder Angesichts des Mannes zu bestreiten und ihn von der Unrichtigkeit seiner Vorliebe überzeugen zu wollen. Aehnliche Gefühle ist zwar Jedermann in seinem Vaterlande für seine Muttersprache zu hegen befugt. Sie ungerufen verletzen ist mindestens unhöflich. Nicht aber darf man sein eigenes Urtheil danach einrichten oder gar die Wahrheit unterdrücken wenn Veranlassung zur objectiven Betrachtung von Formen da ist, deren Beziehung zu andern Formen zur Untersuchung steht. Selbst den Tadel darf man nicht zurückhalten wenn er nur nützlich sein kann. Die Sprache ist stets einer der bedeutendsten Bildungstoffe des Daseins; sie kann und soll selbst fortdauernd gebildet werden und ihre Präcipitirung zu unveränderlichen Formen ist höchstens eine verfehlte Kristallisirung, fast immer ein Geistesübel, welches der Stagnation zu vergleichen ist. In dieser Rücksicht wenigstens hat das Dänische sogar Vorzüge vor den beiden europäischen Hauptsprachen, dem Französischen und dem Englischen, Vorzüge der noch

wachsenden Bildung, die sie jedoch mit dem Deutschen theilt.

Es giebt wohl eine Liebe welche spricht: ums Himmels willen verändere mir keinen deiner Fehler; leg keinen ab. Du bist mir gerecht und lieb, grade wie du bist; dein Bild möchte mir zerfliessen und zergehen wenn du aus ihm etwas herausnimmst und tilgest, wäre es auch um es zu bessern.“ Allerdings kann solche edle Liebe nicht wohl Stich halten; sie verzehrt sich an dem Unmuth ihres eigenen Irrthums. Aehnlich aber kommt sie in dem Verhältniss eines edlen Gemüths zu seinem Sprachschatz nicht selten vor. Ist sie dann blos blind, so wird sie, wenn auch nicht lächerlich — denn dies ist uneigennützigte Liebe nimmer, — so doch ein Excess. Urständet sie aus der Wärme des Gefühls, wie in jenem Falle, so wird sie ehrwürdig und localisirt den Menschen in der Musik seiner Lebenserinnerungen. Selbst das Schnarrende, Knorrige, Klatschende altgewohnter Töne weckt in der Seele des einen ein Echo, welches dem andern unbefangenen Zuhörer unhörbar bleibt. Indess jener freudig ruft:

„Wer sagt mir was im blossen Schalle
Des Posthorns, und im hellen Knalle
Der Peitsche für ein Zauber liegt?“

macht dieser schmollend sein Fenster auf und flucht dem Schwager, dessen schnarrendes Geblase, mit dem unsinnigen Klatschen der Fahrpeitsche, jedes ruhige Vernehmen und Nachdenken stört.

Seien wir daher schonend selbst gegen Ausschweifungen in der Liebe zur Sprache; — aber hüten wir uns selbst vor ihnen. Somit wollen wir zuvörderst uns darüber freuen, dass die dänische Sprache, gleich der deutschen, keine abgeschlossene, stagnirende ist, dass sie die Elemente der Bildung noch frisch in sich trägt und hoffentlich bald und

lebhaft zur Entwicklung bringen wird. Die jetzige Zeit scheint dazu zwar nicht recht geeignet; denn indess man einerseits von Sorgen, oder gar von Leidenschaften hingerissen wird, andererseits in Gleichgültigkeit hinschlummert oder in Egoismus erstarrt, ist die liebevolle Pflege des Sprachschatzes nicht an der Tagesordnung. Aber wir wünschen und hoffen dass die dänische Gesellschaft, was man, mit einem dänischen unübersetzbaren Worte „Saemfundet“ nennt, ja, dass das ganze Volk, einer nöthigen Veredelung entgegengehe und dass die wohlthätige Rückwirkung auf die Sprache dann auch nicht ausbleiben werde. Es ist nemlich dem Ohre schon dieses klar, dass eine veredelte Sprache, wie sie stets nur von den wenigern Gebildeten geredet wird, dem Dänischen einen sehr erhöhten Reiz und Werth verleihen kann. Zwar verhält es sich ebenso mit den meisten andern Sprachen und es liegt also darin keine Eigenthümlichkeit der dänischen. In der besondern Anwendung dieser Wahrnehmung aber liegt ein Beweis dass das Dänische noch sehr veredelt werden könne und dass schon jetzt der Charakter, der Wohllaut der Sprache, nur nach der bessern Form, in der sie auftritt, beurtheilt werden dürfe. Wie übel würde, um einen Vergleich anzustellen, das Holländische beurtheilt werden müssen, wenn man die edlere Form ihrer ersten Meister nicht zum Maassstab nimmt? In dieser Form also hat das Dänische auch seine bestimmten Vorzüge, und zwar namentlich vor seinen Schwester-sprachen. Diese mögen sich durch ihre grössere Naivetät, durch die besondern Klänge auszeichnen, die dem fremden Hörer auffallen und, als abweichend vom allgemeinen Sprachton, ganz ansprechend klingen, jedoch im Ganzen nimmer recht gefallen. Diese gewissermassen provinciale Form hat das gebildete Dänisch weit mehr aufgelöst und abgeschliffen, jedoch dennoch so viel Naivetät bewahrt,

dass es schon dadurch anziehend wird und den Zauber der Natürlichkeit ausübt, den die sehr ausgebildeten Sprachen wenigstens zum grossen Theil eingebüsst haben, oder doch nur in den schönen Ausnahmefällen zeigen, in denen die Allgewalt des reinen Gemüths den Stoff stärker zu beseelen vermag. Ohne also einen ähnlichen Eindruck des Provinzialismus zu machen wie das Schwedische und Norwegische, hat das Dänische ähnliche Gemüthlichkeit und giebt der Rede ein zwar weiches, weniger markirtes, aber zugleich ein reineres, weniger vergriffenes und zugleich innigeres Gepräge; — ja, diese grössere Natürlichkeit unterscheidet es auch vom Deutschen, welches gern mit etwas breitem, doctrinairen Pathos auftritt und daher, wenn auch durchaus nicht ausschliesslich, die rechte Sprache für Systeme und Lehrbücher ist.

Dagegen nimmt das Dänische sogleich jenen Charakter des Provinziellen, wenig Gebildeten wieder an, wenn man die Sprache des gemeinen Mannes in den verschiedenen Provinzen anhört. Diese wird fast ebenso stark vom Wohl-
laut und vom Tone der Bildung abweichend, wie die ärgsten plattdeutschen Dialekte. Sie verliert ihre Schönheit ohne andere Reize an die Stelle zu setzen und steht hierin, als Volksorgan, ihren nordischen Schwestern weit nach. Der Fremde, der das Dänische von dieser Seite vernimmt, wird leicht einen übeln Eindruck von demselben bekommen. Es erhält im Munde der Bauern das Gemeine der plattsten Dialekte Deutschlands, bald das Schnarrende des Englischen und Isländischen, bald das Breite des Holländischen, bald das Plapprige halbwilder Sprachen.

Das Ideal des Dänischen liegt aber im Gemüthlichen, so wie auch die bessere Seite ihres Nationalcharakters in der Entfernung des Schroffen, Abstossenden, in dem leichten, gemüthlichen Zusammenstimmen, in dem Vertraulichen

und Freundlichen besteht. Es tritt der Ausdruck daher auch am Vollendetsten bei dem schönen Geschlechte, jedoch auch nur dann hervor, wenn der Rede die tiefere, wahre Empfindung zum Grunde liegt. Die Kanzel- und Kathederberedsamkeit ist überher gering und verräth den Wohllaut der Sprache nur sehr ausnahmsweise; denn hier herrscht das Doctrinaire vor mit seiner Deutlichkeit und gemessenen Articulation, welche den Zuhörer in den Stand setzen den Sinn jedes Worts begreifend zu erwägen. Diese Gemessenheit und Härte geht dem Dänischen ab. Dagegen tritt die Sprache im Schauspiele der bessern Gattung selbstfolglich in ihr Recht und macht sich nicht allein leicht, spielend, fliegend, sondern auch würde- und gefühlvoll, rein und edel. Auch im Gesange wird sie gerühmt und zum Theil wohl nicht ohne Grund. Zwar fehlt ihr bestimmt der Reichtum wohlklingender Selbstlauter; aber die grössere Einfachheit und Weichheit in den Mitlautern ersetzt oft die Tonfülle. Daher ist auch die Poesie im Dänischen wohlklingender, fliegender, zarter als im Deutschen, dessen Rhythmus viel schwerfälliger, unebener, härter und anstossender ist. Aus ähnlichem Grunde ist sie mehr geeignet für das Humoristische, Witzige, Komische, welches das Feierliche nur verträgt wenn es einen lächerlichen Effect machen soll. Die grössere Solennität, das Laute, Kräftige, Knochige, Schwerfällige, Harte des Deutschen gestattet ihm daher auch schwerlich den leichten, spielenden, fliegenden Dialog des Dänischen und Französischen. Insofern also hat das Dänische nicht unerhebliche Vorzüge vor dem Deutschen, womit nicht gesagt ist dass dieses nicht andre, vielleicht überwiegende Vorzüge habe. Zugleich aber ist es schon bemerkt dass auch der innere grammatische Bau des Dänischen einfacher und zweckmässiger ist. Seine bekannte passive Form der Zeitworte durch eine einfache Endigung

auf s, seine bestimmte Artikulirung durch Anhängung des „en“ und „et“ ist original aus fernster Urzeit, leicht, kurz und weich im Gebrauch und als Vorzug vor den meisten andern Sprachen anerkannt. Zugleich aber entdecken wir, neben dem Wegfallen der schroffen Unterschiede, der Geschlechts- und Biegungsformen, eine Bildsamkeit, die man zwar auch dem Deutschen nicht absprechen kann, die aber im Dänischen leichter fällt. Denn erstlich steht es seiner eigentlichen und unmittelbaren Quelle, dem Isländischen, der alten *noræna tunga*, näher, als das Deutsche, welches diesen reichen Brunnen seines Alterthums auch nicht entbehren kann, jedoch wegen der Ferne schwerer aus ihm schöpft; zweitens kann es sich aus dem Deutschen leichter ergänzen als umgekehrt, und hat zugleich im Schwedischen eine sehr nah-verwandte Schwester, deren Schmuck es ebenso leicht sich aneignen kann, als es seine Schönheiten ihr darbietet. In dieser Richtung ist viel zu thun übrig. Es ist, wie bemerkt, sehr zu verwundern dass der so stark und freundschaftlich angeregte nationale Trieb in dieser Rücksicht nicht schon Manches hervorgebracht hat, besonders da ein so ernster, verdienstvoller Sprachforscher wie Rask, schon so stark darauf drang. Es ist zu vermuthen dass der in sich gekehrte, von sich eingenommene Molbech, mit seiner zu willig anerkannten Autorität, in dieser Rücksicht sehr schädlich gewirkt hat. Dem oft zwar befangenen, aber stets originalen und gedankenreichen Rask gegenüber, wäre ein Sieg des starren, lexikalen *ipsedixi*-Systems des Molbech schwerlich zu erklären, wenn nicht das dänische Schriftstellerelement seiner Natur und geschichtlichen Entwicklung nach, und unerachtet der starken, jedoch stets etwas eigenbeliebigen genialen Bewegung, vielmehr dem Charakter des letztern zugewandt gewesen wäre. Eine treue, fleissige, bescheidene Lust sich Fremdes gern und

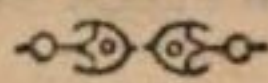
unbefangen so anzueignen wie es dem gemüthlichen Charakter des Volks angemessen wäre, ist lange nicht Sache der dänischen Gelehrten gewesen. Das sprichwörtliche, traditionelle Bewusstsein präsumirter Bescheidenheit als Nationaltugend, hat leider das Demüthige, Freundliche, Sinnige, Anthunliche, welches dem wahren Geschmack für die Wahrheitsformen eigen und dem dänischen Charakter sonst nicht fremd ist, in den Gemüthern der Dänen sehr zurückgedrängt. Indem sie sich des Fremden bemeisterten, wurden sie von ihrem Selbstgefühl zu weit hingerissen, und so geschah die Aneignung oft in einer die dürftige eigene Originalität speisenden Weise, als ob das, was sie sich also aneigneten, dennoch ächt dänisch sei und seine rechte Weihe nun erst empfangen habe. So jüngst noch mit der Hegelschen Philosophie, deren Hohlheit den ganzen Geist der betreffenden dänischen Leiter zu einer Seifenblase ausgetrieben hat, an welcher sich die variablen Farben ihrer Gedanken abschillern. So einst mit der französischen materiellen Philosophie, so mit den liberalen Revolutionsideen, unter deren Einfluss die Parteien sich weniger als prüfend, erwägend, lernend, denn als behauptend, docirend zeigen. So hinwiederum mit der nordischen Literatur, in welcher sie wirklich sich mit den Federn der Isländer so geschmückt haben, dass ein ungemeiner Glanz auf ihre dänische Persönlichkeit zurückgefallen ist. So nun auch mit der nationalen Idee, wie sie sich in Deutschland Luft gab, eine Luft, die hier fast in Orkan umgeschlagen ist, in welchem die kräftigsten Geistesstämme ihre Wipfel beugen mussten. Ebenso ist es denn auch mit der vielbesprochenen deutschen, gelehrten Gründlichkeit ergangen, deren die Dänen sich allerdings in sehr lobenswerther und reeller Weise bemächtigt haben, ohne jedoch den Dünkel selbstgefälliger Werthschätzung auszuschliessen, der die Wissenschaft zwar

fördert, aber ihren Lebenseinfluss schwächt und ihre Physiognomie nicht weniger entstellt, als die Silbenklauberei und der Pedantismus der deutschen Gelehrtheit. Aus jenem Bedürfniss der Selbstschätzung ist denn auch die Gleichgültigkeit zu erklären, mit der man versäumt hat, nach Rask's Vorgang, einen Austausch der eigenen Schätze mit denen der Schweden in liberaler Weise einzuleiten und überhaupt gesunde Besserungen einzuführen.

Hoffen wir dass sich dies baldigst ändern werde und ein wirklich bescheidner Trieb die grosse Bildsamkeit der Sprache in einem andern Sinne entwickle, als dies von Grundtvig geschehen, der diese herrliche Eigenschaft der dänischen Sprache gleichsam tyrannisch und violentirend missbraucht und ihre Formen zerpocht und zertrümmert hat, um zu zeigen dass man aus diesem reichen Stoffe Alles machen könne, was man nur wolle. Wir sind nicht gemeint diesen grossen Dichter und Sprachbildner hiemit herabzusetzen. Möchte er geblieben, oder geworden sein, was die schöpferische Natur mit ihm beabsichtigte; dann wäre die dänische Sprache durch ihn gewiss schon weit frischer entwickelt und von der Engbrüstigkeit des Molbech befreit, welche sich der dänischen Literatur sehr allgemein mitgetheilt und eine Art von trotziger Malice erzeugt hat, die selbst den Nationalcharakter etwas entstellt.

Wenn ich indess fortfahren wollte von den Vorzügen der dänischen Sprache zu reden, so möchten Sie wohl leicht auf den Gedanken gerathen, dass es mit meiner gerühmten Unparteilichkeit keine gute Bewandniss habe. Wenden wir uns daher zu andern Betrachtungen.

DRITTER BRIEF.



Beziehung der deutschen Staatsgenossen zum Dänischen.

Die guten Wünsche für ein Zusammensimmen der Deutschen und Dänen in diesem Lande dürfen nicht zu dem Selbstvertrauen verleiten als wäre der Widerwille der gebildeten Bewohner derjenigen Theile des dänischen Staats, in welchen Deutsh gesprochen wird, gegen die dänische Sprache und deren Erlernung etwa leicht zu beseitigen. Es ist Thatsache dass dem Holsteiner das Dänische überher nicht leicht gefällt, öfter sogar unangenehm auffällt. Wiewohl dieser sein Plattdeutsch sehr liebt, und das Dänische bei ihm den Eindruck einer plattdeutschen Mundart in dem Grade macht, dass viele, nach oberflächlicher Auffassung, es gradezu für einen plattdeutschen Dialekt halten, so muss es ihm doch, grade wegen der Abweichung und wegen der noch grössern Weichheit, nothwendig als ein sehr verdorbener Dialekt seiner lieben Volkssprache erscheinen. Nichts aber ist einem Volke unangenehmer auffällig als ein verdorbenes Kontrafey seiner eigenen Sprache, weshalb auch das Plattdeutsche dem Holländer so verhasst ist, dass keine Sprache in seinen Ohren so hässlich klingt, wie der seiner Sprache sich am meisten nähernde deutsche Dialekt, wie die Moffesprache der Münsterländer. Wenn nun in der Wirklichkeit keine nähere Uebereinstimmung, kein Kausalnexus zwischen dem Plattdeutschen und Dänischen besteht, so kann jener Eindruck der Gleichartigkeit nur durch die Verwandtschaft des Deutschen überher mit dem Dänischen, die natürlich im Plattdeutschen vorzüglich hervortritt, dann aber auch durch die noch weichere Aussprache erklärt werden. Diese gemeinsame, dem hoch-

deutschen Ohr stets auffallende Weichheit scheint mir die nächste Ursache jenes oberflächlichen Urtheils. Eine weitergehende Ursache des Widerwillens liegt jedoch in dem politischen Antagonismus und in dem Stolze des Holsteiners, welcher in seinem Verhältniss zu dem, in der Monarchie seheinbar wenigstens überwiegenden Dänischen, eine verletzende Abhängigkeit sieht, fühlt und hasst, welcher Hass sich dann auch auf die Sprache ausdehnt. Mit solchen Gefühlen kann man eigentlich nicht rechten, noch kann man sie leicht zur Raison bringen. Sonst wäre es wohl begreiflich zu machen dass grade für die deutschen Mitbewohner des dänischen Staats Motive überwiegend vorhanden sind, sich das Dänische anzueignen und dass die Antipathie im Allgemeinen aus Eigenschaften hervorgeht die als Flecke im Charakter der Holsteiner anzusehen sind. Die reellen Beziehungen und Berührungen sind so mannigfach, dass die Kenntniss der Sprache der benachbarten Mitbürger sich *toto die* als nützlich erweist; namentlich ist in Schleswig Deutsch und Dänisch so durch einander gewachsen, dass der Mangel an Kenntniss der einen Sprache dem Inhaber der andern stete Unzuträglichkeit erzeugt. Auch ist es dem Deutschen dort so sehr erleichtert das Dänische zu lernen, dass oft nur der starke Widerwille es möglich macht sich dessen zu erwehren. Namentlich treten für ihn alle die Gründe ein, welche sonst den Fremden veranlassen können diese Sprache zu lernen. Diese Gründe werden wir also zu betrachten und dem Holsteiner insbesondere zu Gemüthe zu führen haben. Für ihn tritt noch ein höheres, moralisches Motiv hinzu. Die Härte nemlich der hochdeutschen Mundart gesellt sich bei dem Holsteiner zu der Härte seines Gemüths, welches sehr zum Stolz, Eigensinn, zum Hochfahrenden, Unnachgiebigen, Trocknen, Dürren, Schroffen sich hinneigt. Das Gefallen am Dänischen ist daher eine

Selbstüberwindung, ein Schritt zum Ablegen oder Mässigen der eigenen Fehler, und daher so schwer. Die Antipathie des Holsteiners ist daher ein natürlicher Fehler und das nothgedrungene Zusammenleben mit dem Dänischen ist ihm, wenn gleich fatal, speciel heilsam.

Man hört oft anführen: das Dänische wird von so wenigen in der Welt gesprochen; die Paar Millionen in Dänemark und Norwegen machen eine an sich so kleine Nationalität aus; die Sprache selbst wird ausser den Grenzen dieser Länder so wenig geredet, dass es sich kaum der Mühe verlohnt eine Sprache zu lernen, die man so wenig zu gebrauchen Veranlassung haben kann. Dieser Grund des Nichtlernens ist, wie man leicht einsieht, nicht sehr ausreichend und oft futil; es ist ein *Argumentum pigritiae*, denkender Männer unwürdig. Ist die Sprache an sich und durch ihre Literatur des Lernens werth, so kann die Ausdehnung nur einen relativen Verstärkungsgrund, — deren Begränzung aber keinen an sich reellen Gegengrund abgeben. Man geht nie mit Millionen Menschen um. Sind die Wenigen, die man näher kennt, es werth dass man sich ihre Sprache aneigne, ist die Sprache und Literatur selbst es werth, so ist ein ausreichender Grund vorhanden. Hiebei kommt also erstlich die Beschaffenheit der Sprache, dann die Literatur in Betracht; denn eine Sprache kann man vernünftigerweise nur des Nutzens wegen lernen wollen. Von den Vorzügen der Sprache haben wir geredet. Wenn die Schönheit selbst derselben auch nicht schlechthin reizen kann, und den Fremden meist oder leicht das Gefühl einer etwas tonlosen Uebergangssprache berührt, so erhält dagegen der Sprachforscher und Sprachliebhaber Beweggründe genug die Sprache zu schätzen, die ihm zunächst den Eingang in die nordischen Sprachformationen über-

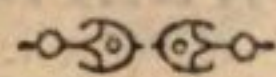
haupt darbietet und ohne welche z. B. das Isländische ihm allzu fremdartig oder unzugänglich bleiben würde.

Der Holsteiner, insbesondere der Schleswig-Holsteiner führt dagegen an, seine edle deutsche Muttersprache werde ihm durch Propaganda der Dänen in Schleswig verkümmert. Seine vorgedachten Vorurtheile erhalten mithin einen polemischen und processualischen Reiz in einem vorgestellten, zu verfechtenden Rechte und in dem deutschen Patriotismus, der sich als ein edles, höheres Pflichtgefühl geltend macht. Natürlich erhält die Sache für den unparteilichen Betrachter eine ganz andere Färbung. Er überzieht die nackte Wahrheit nicht mit einem täuschenden Firniss und fragt nach der innern, tiefern Berechtigung der Gefühle. Als Deutscher fühle ich mich zu einer solchen parteilosen Beurtheilung aus Wahrheitspflicht besonders berufen. Geschichtlich ist es mir klar dass Schleswig im Ganzen von uralter Zeit ein völlig dänisches Land gewesen sei. An der Gränze liegend hat es jedoch, sowohl durch den Einfluss der zumeist dort herrschenden deutschen Herrn, als durch die Geistlichkeit, — sowohl der frühesten Heidenbekehrer, als der Reformatoren, — besonders auch durch den deutschen Handelsverkehr, durch deutsche Gilden in den Städten, durch die mehr entwickelte deutsche Bildung und durch den deutschen Wandertrieb, der immer rege war und noch ist, zahlreiche deutsche Elemente in sich aufgenommen. Da nun die in Europa überher, besonders in Deutschland, bis zum Siege des monarchischen Souverainetätsprinzips vorwaltende Oberherrschaft die des Adels war, da insbesondere bis 1660 in ganz Dännemark eine von der holsteinischen Ritterschaft ausgehende Privilegienherrschaft ohne Gegengewicht bestand, und diese Oligarchie durch die apokryphe Etablirung in Schleswig, mittelst der ritterschaftlichen Wahlakte von 1460, sich staatsrechtlich stärkte, und

der deutsche Adel, unter Verdrängung dänischer Herrenmänner, Schleswig gleichsam in Besitz nahm, wie die englischen Hauptleute Irland; da endlich die spätere dänische Regierung in ihren stets prekären Situationen fortwährend politisch mit den Oligarchen pacisirte, diplomatisch manövrirte, nachgiebig sich consolidirte, so mussten nicht allein das Volk und die uralte, stets mehr vermischte und verdrängte Nationalität davon das politische Opfer werden, sondern, da die Verfassungs- und Reformillusion seit der neuesten Aera von der gesamten Ritterschaft zu einem politischen Restaurationsstreben mit liberalem Firniss sehr geschickt verarbeitet wurde, so konnte dieser leitende Theil der Bevölkerung praktisch gar nicht anders als die schleswigsche Position zu ihrem politischen *Ilium* und *Palladium* machen, mit dessen Wegfall das ganze oligarchische Bollwerk einstürzen würde. Dieses oligarchische Feldlager war indessen zugleich ganz bürokratisirt, mit Advokaten als plänkendeln Jägern; zugleich ward das materielle Interesse des Volks theils scheinbar, theils wirklich, durch unverantwortliche Connivenz gewonnen, und es war mithin diejenige ehrliche, brave, deutsche Gesinnung, welche der Wahrheit um jeden Preis die Ehre giebt, und welche geneigt ist sich der dänischen Nationalität ebenso sehr zu erfreuen, wie der deutschen, (die wahrlich von der dänischen so wenig gefährdet ist, dass die Insinuation von solcher Gefahr, mit welcher man das arglose Deutschland stark beunruhigt, zu einem der desperatesten *puffs* und *hum-bugs* zu zählen ist, mit welchen man Michel an der Nase zieht), hier praktisch leider völlig ausgeschlossen. Denn die oligokratische Zunft focht hier *pro aris et focis*. Es sagt dieselbe laut und mit Nachdruck: „tastet die Regierung unser künstliches Rüstwerk an, stört sie uns in der Vollführung unsers Plans, so ist dies Frevel an unserm Heilig-

thum. Es ist *nothing short of revolution*.“ Zugleich wird, wegen der magischen Verblendung durch scheinbaren Patriotismus, Germanismus und Constitutionalismus (die alten Privilegien, ständischen Gerechtsame u. s. w.) ein ungeheures Volksgeschrei, in dem Sinne: „gross ist die Diana von Ephesus! gross, gross!“ erregt. Alles dies darf, wie gesagt, den urtheilsfähigen Mann nicht im Mindesten rühren und blenden. Es ist erwiesene Thatsache dass reichlich die Hälfte aller Schleswiger annoch, und ungeachtet aller übermächtigen Einflüsse, unter welchen fast jede andere Nationalität ganz, oder stärker als hier, vertilgt worden wäre, die ursprüngliche dänische Nationalität bewahrt hat. Auch ist es eine Thatsache dass der Kampf für diese Nationalität im schleswigschen Volke selbst, sogar bei manchem biedern Deutschen, wurzelt. Folglich darf das erhobene schleswig-holsteinische Geschrei wider das vernünftige Interesse für die dänische Zunge gar nicht in Betracht kommen und die Schleswiger sind in der gar nicht bedauernswerthen Lage sowohl Dänisch wie Deutsch lernen zu können und zu müssen.

VIERTER BRIEF.



Werth der dänischen Literatur als Motiv zur Erlernung der Sprache.

Der Werth einer Sprache wird im Allgemeinen durch deren Literatur bedingt. Hier eröffnet sich für uns ein weiteres Feld der Betrachtungen. Ist die Literatur der Ausdruck des Geistes und Wesens einer Nation, ist sie einer der Stempel, durch welche das nationale Gepräge hergestellt wird, so kann man von der dänischen Nationalität nicht anders als eine sehr gute Meinung erlangen und

hegen. Ich bin sehr weit davon entfernt die dänische Literatur zu überschätzen. Ich theile, wie man bemerken wird, die übertriebenen Vorstellungen nicht, welche manche Dänen von dem Werth ihrer Literatur hegen. Ich vermeine dass ihr ein klassisches Zeitalter annoch abgeht und hoffe dass sie demselben entgegengeht. Wohl aber hat sie Eigenschaften trefflicher Art, welche dieser und jener verbreitern Literatur abgehen, so wie Manches, was Geist und Gemüth überher fesseln muss. Schwerlich zwar findet man in derselben solche grandiose Tempel von Marmor gebaut, mit Säulen, Hallen und Statuen, wie sie uns das klassische Alterthum bewahrt hat; — Denkmäler, die den Geist grossartiger Schöpfung und Auffassung der erhabenen Kunst für alle Zeiten und Verhältnisse darstellen. Man findet auch nicht leicht Naturbildungen, die das beschauende Auge gleichsam in hehre Berggegenden führen, von deren Zinnen man sich eines unbeschränkten Umblicks nach allen Weltgegenden hin erfreut. Trauliche Hütten dagegen, liebliche Situationen, gefällige Landschaften, freundliche Wälder und Lustseen, wie sie das Land selbst darbietet, giebt es in Menge und, wie die dänische Poesie oft in leichtem, graciösem Rhythmus das Gefühl eines ebenen, wöhnlichen, heitern Daseins erweckt, so geben auch die übrigen Gestaltungen der Literatur nicht selten einen treuen Abdruck derjenigen Stimmungen, in denen wir Erdenbewohner für gewöhnlich uns wohl fühlen. Das Erhabene fehlt meist; das Erquickliche ist da. Die grossen, plastischen Schönheiten findet man nicht; den pretentionslosen, unaffecteden Schmuck eines reinen, offenen Gemüths entdeckt man in erfreulicher Weise. Man hat zwar im *Oehlenschläger* etwas Erhabenes gesucht und es ist nicht zu verkennen dass mehrere seiner frühern Schöpfungen das Gepräge einer höhern Weihe an sich tragen. Sie sind aber nicht erhaben

als Werke des Genius, in denen der Widerschein der den Thron Gottes umgebenden Lichtideen in die Region unsers Geistes uns zum Flug in die Welt des Lichts hinreisst. Wenn aber schon das Blümchen auf der Heide erhaben ist für erhebende Betrachtung, so muss der inspirirte Ausdruck einer ganzen, grossartigen Existenzform, wie die des nordischen Heidenthums und des Sagakreises, um so mehr erhebend auf uns einwirken. Ein solcher naiver, epischer Abdruck findet sich allerdings bei jenem Dichter in seinen Jugendarbeiten, in denen sich, wie in einem naturgeschliffenen Zauberspiegel, Bilder jener hehren und eigenthümlichen Vorzeit reflectiren, deren zerstreute Strahlen er aus den Schachten des Nordens in einer im Ganzen edlen, reinen Auffassung sammelt. Dieser edle Aufgang des seitdem trivialisirten und nicht nachhaltig entwickelten, in der Aneignung eines Stoffs, dem er nicht gewachsen war, verbildeten Genius hat ihm nicht allein einen grossen Namen gemacht, sondern eine begeisterte Bewunderung noch in der Neuzeit wieder hervorgerufen, vermöge welcher man diesen gemüthlichen Meister dänischer Dichtkunst gleichsam als Repräsentanten des erwachenden nordischen Geistes gestempelt und gefeiert hat. Oehlenschlägers naiver Genius verlor seine Weihe, seinen Zauber in der Aneignung des deutschen, reflectirenden, in Göthe culminirenden Geistes. Er wollte sich der Vollheit damaliger deutscher Klassicität bemächtigen und er zerstörte dadurch sein eigenes heterogenes Geistesgefäss. Sein sonst gesunder Magen ward durch Indigestion verdorben. So grossen Werth hat jedoch eine treue Offenbarung rein aufgefasster Eindrücke, dass die Acclamation der neuen Jugend mit der Anerkennung der veralteten grossen Welt Hand in Hand geht, um dem Verehrung zu bezeugen, was einst war, so dass jener Jubelruf der angehenden Generation sich mit den Bändern

und Sternen der Weltgrösse vereinigt, um das Denkmahl zu ehren, welches in dem gemüthlichen, frischen Antlitz des Greises, über dessen Grossthaten schon ein Menschenalter hingeflossen ist, noch lebend unter uns herwandelt. Abgesehen von diesen Anklängen, in denen man den Geist verschollener Vorzeit ehrt, Anklänge, die man auch bei *Ewald*, *Grundtvig*, jedoch weniger schön als im schwedischen *Tegnér* findet, ist die Spur des Erhabenen auf dänischem Felde sparsam vorhanden. *Baggesen* stimmte zuweilen seine Leyer in diesen Ton, meist wohl um sagen zu können: „*anch' io son' sublime.*“ Seine Anstrengungen sind jedoch meist vergeblich, und das Erhabene gelingt den Dänen überhaupt nicht recht. Wir sehen dies in *Staffeldt*, der auch die Anklänge desselben liebte; besonders aber empfinden wir bei Grundtvig, diesem Excess des skandinavischen Wesens und Geistes, dass jener Ton dem dänischen Organ unerreichbar blieb. Bei ihm mischen sich die barokken Felsenformen einer im Untergang grausig herumpolternden Natur mit den Sprach- und Ideeformen eines die Wahrheit in ihrer schreckhaften Grösse und in der Systematik ihres Urbaus erfassenden Geistes, um eine Verwirrung von Worten und Bildern zu erzeugen, in welcher der kosmische Sinn und das Gefühl wöhnlichen Daseins sich nicht zurecht findet, sondern sich wüste fühlt, wie der Geist, der solchen Wust chaotisch durcheinander trümmert.

Dagegen müssen wir dem sanften, ebenen Ingemann hier einige herzliche Worte weihen. Die Receptivität für eine höhere, erhabene Stimmung, die Anklänge aus der Tiefe der Seele kann man ihm nicht absprechen. Wohl aber giebt er den schlagendsten Beleg der Herabstimmung der Leyer zum Ton der Ebne, indem er es vorzog, Walter Scott nachahmend, sich in Romanform auf eine gemüthliche Reproducirung der katastrophischen Zeiten seines Vater-

landes, vermischt mit sinnigen Gefühlen und Gedanken der Neuzeit zu beschränken. In diesem sehr lesbaren, schildern- den, jedoch verflächenden Fache hat er mehrere, dem Lese- bedürfnisse der gegenwärtigen, besonders weiblichen Jugend entsprechende, zuweilen auch glückliche Nachahmer gefun- den, die den anregenden Stoff in die Genrebildung des täglichen Lebens hinüberleiten und also ein Mittelglied zwi- schen dem historischen Roman und der alltäglichen Novelle darstellen. So Carl Bernhard (*St. Aubain*) u. a., die dem Imaginations-Roman des *Andersen* eine mehr geschichtliche Färbung geben.

Sind wir nun also geneigt anzunehmen dass die dä- nische Literatur wirklich der Nationalität des dänischen Volks entspricht, so müssen dieselben sich gegenseitig auf- klären. Wir finden in beiden charakteristisch eine Negation des Uebertriebenen, Affectirten, Pretentiösen, Unnatürlichen, Gesuchten, Pedantischen, Geschminkten; wir finden positiv etwas Gemüthliches, Ebenes, Wöhnliches, wo nicht Alltägliches, Heiteres, oft Schalkhaftes und Witziges, und somit auch Natür- liches, Wahres, welches, von Himmel und Hölle gleich weit entfernt, sich auf der Mittelbahn des Erdenlebens und sei- ner gewöhnlichen Verhältnisse hält, mithin auch wohl zum Nüchternen sich hinneigt und als Tugend denjenigen Humor verräth, der da sagt: „ich flog mit dir zu den Sternen; ich fand jedoch bald dass mir die Flügel nicht für den Aether gewachsen waren und bleibe daher nunmehr lieber in der Region unserer schwerern, aber wöhnlichern Erdenluft.“ Dieser neutralisirende Humor ist ein eigenthümlicher Zug des dänischen Geistes, welcher die Prosa hinter jeder Be- geisterung, den natürlichen Adam hinter jedem Christus, den Zweifel hinter dem Glauben, den Schalk hinter dem Amor wittert. Es ist daher sehr zu verwundern dass jener deut- sche Wieland, der grade dasselbe Gefühl, dieselbe Stim-

mung, denselben Humor ausdrückt, so wenig gekannt unter den Dänen ist. Es giebt jene Betrachtung zugleich Anlass zu ernsten Reflectionen. Es ist nemlich nur also erklärlich dass die übermüthige Jugend einer geistbegabten Nation so leicht, so von selbst einer gewissen Frivolität sich Preis geben konnte, die in der intellectuellen und moralischen Negation des Geistigen besteht, wie wir sie in der neuern Periode dänischer Geschichte vorwalten sehen. Unter dem Einflusse dieser negirenden Tendenz geschah es dass der Unglaube, die Gleichgültigkeit für Gott und höhere Wahrheit gleichfalls so sehr überhand nahm, und mit der leichten Vernichtung des Aber- und Beiglaubens, auch die Verflächung des religiösen Sinnes hier eben so allgemein und schnell eintrat, als der Geist der französischen Philosophie, des sinnlichen Rationalismus und des dialektischen Nihilismus der neuern deutschen Schulen rasch Eingang und Anklang fand. In dieser Rücksicht, so wie überhaupt in ihrer vorwiegenden Würdigung des Eleganten, Correcten, kann man die Dänen wohl die neuern Franzosen des Nordens nennen, so wie man die Schweden für die Repräsentanten des altfranzösischen Geistes und Wesens hält. Was jene auszeichnet, ist grade die Leichtigkeit und Beweglichkeit des gebildeten Geistes, welche auch dem schwerfälligeren Deutschen bei den Dänen auffällt und um so mehr auffällt, weil er, nach sonstigen Indicien, sich selbst für so viel begabter ansieht und in dem gemeinen Volke der Dänen, die seemännische Formation etwa abgerechnet, nur eine wenig erregbare, mehr nachgiebige, geduldige Masse erkennt. Aber selbst das hartnäckige, schweigsame Misstrauen, die Ungläubigkeit und der geschärfte Sinn für den rohen Vortheil, welche in der Bauernklasse des Landes vorherrschen und durch die Stupidität und den Mangel an Nächstenliebe und Patriotismus der begüterten Klasse bisher genährt, jetzt

vielleicht gereizt und gestachelt werden, bestätigen jene trockene, ruhige, prosaische, neutralisirende Disposition des dänischen Nationalcharakters. Daher wird er leicht Wortklauber und hält sich am Ausdruck, dem Gedanken abhold, der ihn weiter führen sollte. Von der Bescheidenheit, die die Dänen als eigentlichen Grundzug ihres Charakters selbst angeben, redeten wir schon. Man sieht, dass dieselbe sich hier in anderer Weise der Betrachtung darstellt, indem diese Tugend hier nichts anderes sagen will, als dass der Däne selbst sich bewusst ist den eingebildeten Grössen und Eigenschaften abhold zu sein, nicht mehr gelten zu wollen, als er thatsächlich ist, die Glanzwichse des Grösserscheinens selbst abthut, sie aber sogleich bei Andern unnachsichtlich abwäscht und, selbst ganz nüchtern, die grossen Geisteserscheinungen, wo sie ihm auch entgegentreten, gern ihres Phantasieschmucks entkleidet. Es ist dies eine negative Bescheidenheit, die die Nichtigkeit der Arroganz und Unbescheidenheit bei andern durchschaut und ihre rechte eigene Meinung für sich behält und schwerlich verräth. Man sieht sehr leicht dass diese vermeintliche Bescheidenheit eigentlich eine vorsichtige Zurückhaltung, oft ein verdecktes Wesen, ein vorherrschender Mangel an Offenheit, ein geheimes apartes Urtheilen, meist aber auch eine Art von Nüchternheit ist, die auch in der grossen und raffinirten Welt aller Orten gang und gäbe ist, bei den Dänen indess zugleich von praktischem Sinn und Takt, von unverschrobener Auffassung und Wahrnehmung zeugt, die sich jedoch nicht immer von der satyrischen, trockenen Malice, noch von dem missgünstigen Neide frei halten, die man den Dänen als Nationalfehler oft vorwerfen hört. Für den Fremden ist diese höfliche Zurückhaltung oder sogenannte Bescheidenheit oft sehr irreleitend. Diese Auffassung einer vermeintlichen Gemüthstugend bewährt sich wenn wir beispielsweise den Werth des Rangs, der Titel

und der Auszeichnungen in Betracht ziehen, der hier nicht minder wie in andern Kreisen sich geltend macht. Soweit Menschen auf Erden wohnen übt der äussere Schein eine fast unbestrittene Herrschaft, und es kann daher nicht Wunder nehmen dass auch unter den Dänen aller Klassen die Würdigung des Menschen sich nach sinnlichen und äussern Apparenzen richtet. Der trockne, nüchterne, neutralisirende Sinn, der neben einer gewissen Unthätigkeit und nicht durchgreifenden Indolenz, neben dem Gehenlassen und Sichgefallenlassen einen Grundzug des dänischen Lebens und Charakters bildet, respectirt die Scheinbarkeiten sobald sie eine sensuelle und äusserlich festgestellte Realität erhalten. Dass diese oft unerbittlichen Zernichter jeder innern Apparenz und höhern Geistesgrösse, diese ätzenden Abstreifer und einander vertilgenden Kritiker, bei denen die tiefwurzelnde Eitelkeit und der Unmuth aus dem Versteck hervorschielen, fast wie die Chinesen werden, sobald sie auf das getäfelte Schachbrett des dänischen *Tchinn* gerathen und einander von den Stufen der Rangleiter über den Kopf sehen, würde ohne jene Hinneigung zum Materiellen, die sich als ein Realitätssinn erweist, schwerlich zu erklären sein. Es erhält daher in Dännemark die Satyre und Karrikatur namentlich auch des Korsaren ein nicht geringes Gewicht, indem dieser die groben Fehlgriffe des materiellen Urtheils seiner Landsleute unerbittlich verhöhnt, welche die Auszeichnungen, die nur den Mangel an Verdienst verdecken, oder die dem leeren Fachwerk Gehalt geben, von den höhern Realitäten, die ihnen ein Aergerniss sind, nicht unterscheiden. In dieser selben Richtung ist denn auch die in der Literatur nicht ungewöhnliche Begeisterung für eine selbstgefällig ausstaffirte Grösse zu setzen, unter welche sich ein auch sonst die Intelligenz entstellender Neid birgt, der sich in Huldigungen ergeht wo nichts rechtes zu beneiden

ist. In jener Richtung nun zeigt sich eine unangenehme Doppeltheit, indem der Flitterstaat oft abgöttisch verehrt wird, indess der nüchterne Sinn seine Nichtigkeit erkennt und der frivole Witz dieselbe Scheingrösse verhöhnt. Dieser dänische Grundzug, diese Doppeltheit, durch welche der Däne sich vom Deutschen insgemein unterscheidet, theilt sich auch der Literatur mit. Der Witz ist unablässig bemüht sich an der Verehrung zu rächen, die den Scheingrössen zu Theil wird. Einen Beleg dafür liefern die Akademien, Directionen, gelehrten Gesellschaften und Koterien, deren gegenseitiges Beräucherungsgeschäft zugleich höchlich respectirt und fürchterlich ridiculisirt wird. Doch, da Sie leicht einsehen, dass ich hier weit davon entfernt bin eine Abhandlung über den Mysticismus des dänischen Nationalcharakters vortragen zu wollen, sondern ihn nur so eben berühre, damit ein elektrisches Streiflicht über das Bild der dänischen Literatur hin falle, so will ich ein Thema begrenzen, welches hier zu weit führen könnte und es nur kurz hervorheben wie die bessere Seite der dänischen Literatur allerdings einen eigenthümlichen Charakter und Werth hat, die zur Aneignung reizen und namentlich uns Deutschen einen mehr als zufälligen Nutzen gewähren. Zunächst äussert sich im Ganzen ein natürlicher, gemüthlicher, poetischer Lebenssinn, eine unaffectirte, herzliche, oft feine Auffassung des menschlichen Daseins, verbunden mit eleganter, correcter Diction. Ein leicht fliessender Vortrag, eine kritische Geschmacksrichtung zeichnet Dichter und Prosaisten aus. Die schlichte und doch scharfe Auffassung raffinirt sich demnächst bei den Organen höherer Bildung zu einer universellen und doch bestimmten Ausprägung der Ideen und Lebensbeziehungen, vereinigt sich hiebei meist mit der Anlage zum Humor, wird witzig, satyrisch, verflüchtigend, spitz und beissend und ergiebt, versetzt mit verschiedenen Geistes-

richtungen, ihren trocknen, plastisch satyrischen Molière, den unerreichten *Holberg*, mit allen seinen spätern Anklängen in *Tode*, *Abrahamson*, *Heiberg*, den ältern, bis zur sudelkräftigen Ausartung im *Wessel*, *Brun* u. a. Dann den überschwenglichen Sprudler *Baggesen*, der stets das Gefühl sucht und nur den Witz findet um seine colossalen Gedanken- und Empfindungskessel zum Sieden zu bringen. Neuerdings finden wir den subtilisirenden, seinen spitzen Pinsel in alle Farbentöpfe tauchenden *Heiberg*, der, den Winken des Vaters folgend, die Abstreifung der Illusion mittelst des Schwammes des Humors und des Lächerlichen namentlich in den Vaudevillen stereotypisirt hat. In allem diesen ist das negirende Element vorherrschend ohne Stärkung irgend eines Ideals. Der Nihilismus zerfließt selbst in dunkle Schatten, die sich zuletzt in der Kohlensäure des *Korsaren* schwarz niederschlagen. Selbst die Tagespresse verliert ihre Frische, weil die höhern Lebensformen nicht anerkannt und die skeptische Einerleiheit triviell und tonlos wird. Nichts wird respectirt wenn der in sich zerfallene Sinn, mit seinem Prosaismus und Egoismus es nicht heischt, und dennoch wird Alles prätendirt, weil die Formseite des Geistes entwickelt ist und es keine ächte Realität, sondern nur die der an sich nichtigen, conventionellen Scheingrösse, oder des beifälligen Parteigeistes giebt. In diesem geistigen Auflösungsgetümmel muss, neben der Eifersüchtelei und dem Neide, sich eine literaire Raubsucht einfinden, indem das Bedürfniss gefühlt wird, die in sich vernichtete Realität durch eine geliehene oder erhaschte zu ersetzen. Die originale Productivität muss sinken und der Geist impotent werden, wo jede Potenz negirt wird. Dies zeigt sich in der Wichtigkeit, mit welcher schale Producte aller Art, in allen Musensphären tractirt werden, wobei man wirklich sich auf den Trödelmarkt des deutschen Almanach- und

Novellenkrams versetzt glaubt; dann durch die vorwaltende Aneignungs- und Uebersetzungsperiode, durch die Ausartung der Genremalerei in manierirte Kopien des triviellen Lebens. Der subjective Bildungstrieb muss sich in sich selbst verzehren, wie bei *Kierkegaard*. Zugleich aber bildet sich, vermöge der Form- und Verstandesentwicklung, und nach Maassgabe der bezeichneten Eigenschaften und Anlagen, Sprache, Ausdruck, Versification, Composition oft fein, zart, leicht, kritisch, formschätzend, jedoch dem wirklichen Gehalte nach mehr gemüthlich-dilettantisch als künstlerisch-virtuoso aus (*Herz, Holst, Pal. Müller, Andersen*, mit *Hauch* und *Ingemann* als Koryphäen); die natürlichen Anklänge machen sich im verhallenden Echo des Gefühls geltend (*Paul Müller, Rosenhof, Winther, Barfod*, Skandinaven und Studenten, mit den Gilde-Dichtern). Grosses kann also schwerlich hervortreten. Die Naturanschauung verschwistert sich mit Glaubensfloskeln zu grotesken Wort- und Gedankenbildungen (*Grundtvig*), und die hehre Dichtkunst reflectirt (*Hauch*), speculirt (*Heiberg*), tändelt (*Andersen*), oder schlummert flackernd, in die Prosa des Erdenlebens versenkt (*Oehenschläger*).

Die poetische Literatur der Dänen scheint mir also für höhere geistige Seelenstimmung nur Anklänge, keine tiefere Befriedigung zu gewähren. Alle Versuche des Oehenschlägers in dieser Richtung, selbst der *Corregio*, scheinen mir, wie die seiner Vorgänger und Nachfolger, misslungen. Nur der Missmuth einer verstimzten oder zerrissenen Seele findet im *Bredahl* Nahrung. *Hauchs* Tragödien blieben uns zu unbekannt. *Heibergs* Seele nach dem Tode, *Paludan Müllers* Adam Homo bestätigen unsere Ansicht von der überwiegenden neutralisirenden Nüchternheit. Die ältere productive Periode der *Rahbeck, Pram* und Genossen war ungenügend. Die neuere ist nicht zur Reife und Consistenz

gekommen. *Andersen* trat mit ähnlicher gemüthlich-genialer Naivetät inmitten der unbestimmten, confusen Formation hervor, wie einst Oehlenschläger, jedoch ohne den für die grossen Zeitformen geschliffenen Spiegel. Von jenem unterscheidet er sich vortheilhaft durch eine gescheute Genügsamkeit und Moderation seines Appetits. Sein Auge ist den modernen Gemüthsformen angepasst. Wie ein knotiger, knorriger Orchideenstamm treibt er hin und wieder wundervolle Blüthen und Blätter, die jedoch nur unter fortdauernder Gluth des Gefühls gedeihen und beim Hauch der Eitelkeit spurlos verwelken. Auch hier besteht die Grösse im Negativen. Es fehlt der Zeit und Umgebung, in welcher solche Formationen hervortreten, das höhere Bedürfniss. Besteht dies in dem Verlangen zu einem Tempel der Weisheit zu wallen, in welchem die durstige Seele, zu den Füßen der Propheten und Lehrer der Menschheit, der Redelausche, welche sie durch die Gefilde des geistigen Daseins zum Heiligthum der Wahrheit selbst führe, so findet sie im ganzen dänischen Umkreise keine nothwendige Stufe, es sei denn dass sie zur alten Quelle der *Urda* zu pilgern sich angetrieben fühlte, und in der dänischen Dichtung und Sprache eine Stufe zum Fortschritt dahin erkannte.

Doch auch die dithyrambische Stimmung findet hier wenig Nahrung. Hier ist kein offener Eingang zu den heiligen Hainen, in denen die Musik des Geistes mit leisen Tönen die Seele einwiegt, so dass sie, in stille Träume der Erinnerung versenkt, der tiefen Ahnung einer ewigen Harmonie und Seligkeit innerlich sich aufschliesst. Hier ist kein rechter Aufgang zu den Höhen des Pindus und der Dichterberge, welche jubelnd zu ersteigen das Gemüth in rauschenden Melodien emporgerissen wird, bis es die Musenstätte finde, aus der die Poesie des Daseins ihm voll und rein entgentönt. Hier sind deren Anklänge, aber nicht ihr Vollklang.

Wenn aber weder die dänische Sprache, noch die dänische Poesie der also angeregten Sehnsucht ein befriedigendes Ziel darbieten, so kann man billigerweise fragen: welche andere einzelne lebende Sprache gewährt dieses? und, sucht man die theilweise Befriedigung in mehreren, sollte man dann die leisern Anklänge verschmähen, die man auch im Dänischen findet?

Ob Sie sich nun, bei so bewandten Umständen versucht fühlen Dänisch zu lernen, allein um die Perlen zu fischen, die in einem also aufgeregten Meere, in der Confusion einer noch nicht geläuterten und normirten, aber mit lieblich gemüthlichen Anlagen und Anklängen versehenen Literatur zu finden sind, mögen Sie selbst beurtheilen. Wer seine Geisteshütte unter dem reichen, natürlichen Laubdache des dänischen, weichen, schlichten und doch traulichen Gemüthes aufschlägt, der wird allerdings die temporären Mängel nicht achten, die Fehler verschmerzen und sein Auge Gegenden gern zuwenden, in denen so stille, wöhnliche Laubdächer, so reizende Landschaften, neben denen allerdings Heide, Dünen, Sand und Dünger auch ihren Platz einnehmen, vor dem Blicke sich entfalten.

FÜNFTER BRIEF.



Beziehung der Philosophie.

Gehen wir von der Region der Poesie zu der nahverwandten der Philosophie über, so ergiebt sich ein ganz ähnliches Resultat. Indem ich dieses Urtheil ausspreche finde ich es jedoch sehr nöthig es zu bevorworten dass meine so dreist ausgesprochenen subjectiven Ansichten eben nur unbefangene subjective Ansichten sind. Ich bin nicht

gemeint in diesen Rücksichten meinen schlichten, unvollständigen Wahrnehmungen etwas Orakelartiges beizulegen. Prüfen Sie selbst weiter und sehen Sie was ich biete nur für wohlgemeinte Fingerzeige an.

Die constitutive Ungeschicktheit der Offenbarung des Höhern zeigt sich lebhaft und bestimmt in dem einzigen ältern philosophischen Lehrer von Belang, im *Sibbern*, dessen Geist und Ausdruck an der Fülle des Stoffs, dessen er sich bemeistern will oder sollte, gleichsam erstickt ist, so dass nur eine unbehülliche Mittheilung eines indigesten Reichthums ihm gelungen ist. Der bereits verstorbene Rechtsphilosoph *Bornemann* bewährte dasselbe in noch weit höherem Grade. Lange Zeit lehrte ersterer tief anregend, ohne auch nur einen Gedanken aus seiner wahrhaft frischen und lebendigen Fülle zu Tage fördern zu können, und ich erinnere selbst, aus der Zeit jugendlichen Studiums, den innigen Schmerz, das Mitleiden, in welche mich das Vernehmen so reicher Ideeanregungen versetzte, die nicht zur festen, sichern Gestaltung gelangen konnten. Auch jetzt noch, im reifern Alter, ist es mir gleich bedauerlich die unaussprechbare Vergeblichkeit gewahr zu werden, in welcher, bei fortdauerndem innern Kreisen und Gähren, dieser kräftige Geist sich zu ergehen und zu trivialisiren versucht worden ist. Vor ihm, wie vor Israel, hängt eine Decke. Den Zauberspruch, der sie zerreisst, stammelt er verkehrt und wundert sich mit Unrecht dass er nicht zum Schauen gelangen könne. *Heiberg* als Philosophen neben ihm zu nennen, ist sauer. Aber da er wirklich philosophisirt, und namentlich, nach missglückten Versuchen den Fatalismus zu rationalisiren und zu danisiren, es zuerst unternahm, den Hegelschen Unsinn über die flachen Fluren der dänischen Forschung zu ergiessen, so würden wir Unrecht thun bei einer Erscheinung vorbeizugehn, die grade so bezeichnend

für die bisherige dänische Impotenz auf diesem Felde ist, indem sie die Allmacht des durchaus machtlosen Begriffs proclamirt. Auch *Baggesen* wäre hier wieder zu nennen, da er gleichsam im poetischen Reflectionsspiegel alle Kreuz- und Queerzüge der deutschen Schulen mitgemacht hat ohne zu irgend erkennbarem Resultat zu gelangen. Die negirende Geistesrichtung die ich tadelnd bemerklich machte, wird zum Extrem in der verzweifelte Umkehrung des Wirklichen zur blossen Gedankenfigur, die so lange in den Köpfen der Deutschen gespukt hat. Es ist kaum glaublich dass der vorgenannte, trotz seiner dichterischen Anlage, durchaus positive Geist in einer solchen zerstückelnden Geistesprosa befangen bleiben könne, welche die Realität recht eigentlich eskamotirt und mit der Wahrheit ein Becherspiel treibt, welches die gaffende Menge verblüfft und den denkenden Beobachter höchstens durch seine Behendigkeit amüsirt. Die Hegelsche Jonglerie hat die grossen Stücke des im Laufe der Zeiten entzwei gegangenen Erkenntnisspiegels zersplittert und polirt die Scherben bis sie es wagen zu dürfen glaubt sie als grosse, glänzende Sonnen dem Publikum zu produciren. Dies deutsche Gedankenexperiment nimmt sich nun in Dännemark höchst barok aus, indem die Feierlichkeit und Umständlichkeit, mit welchem es vorgenommen wird, dem bezeichneten dänischen nüchternen Realitätssinne so wenig zusagt. Was sonst in dieser Richtung vorgekommen ist, scheint hier weder wurzeln noch grünen zu können, es sei denn dass es zum Mittel für ganz andere Bestrebungen und bereits fertige Ideen verwandt oder missbraucht wird, wie dies in Deutschland verschiedentlich auch geschehen ist, und geschehen musste, weil der Nihilismus des Begriffs wirklich den disparatesten Richtungen gleich gerecht ist. Ich bedauere es diesen Missbrauch bei einem der gescheutesten dänischen Dialektiker rügen zu müssen.

Martensen, der auch in Deutschland einen bedeutenden Ruf hat, dieser *Calvin* im öden Norden, sucht den alten Glauben mit denselben Waffen zu stärken, mit denen die Zerstörer alten Glaubens sein Gebäude angreifen. Es hilft hier wenig dass ihm ein *Arminius* in dem scharfen, breitfurchigen Isländer *Eirikson* entgegentritt und beide sich gegenseitig aufwägen und neutralisiren. Der ächte Kern des Wahren wird dadurch schwerlich besser zugänglich, es sei denn dass eine neue kräftige Kritik der ausserordentlich gewandten Dialektik beider zu Hülfe komme, ohne welche der eine sich in vergeblichen Versuchen erschöpft die alte, starre Doctrin mit neuem Leben zu versehen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, das schwache nach Zaubersprüchen tappende Gewissen der Menschen wieder in dunkle Glaubensfloskeln einzuhüllen; der andere aber mit seinen drastischen Mitteln die Leerheit nicht zu ersetzen vermag, welche der blinde Glaube und der todte Buchstabe in den Gemüthern erzeugt.

Ueber *Rasmus Nielsen* rede ich nicht da eine eigene Brochüre über sein Forschen, Lehren und Wirken vorliegt, welche grade durchgängig Belege für die hier vorgetragenen Ansichten liefert. Wenn manche neuere Erscheinung dafür angeführt wird dass der gedankenlose Indifferentismus in geistigen Dingen im Abnehmen sei, so ist es leicht begreiflich dass ich weder den wortreichen, orthodoxen, in sich verwirrten Eifer, noch die polemischen Extravaganzen der Grundtvig, Lindberg, Busch und Consorten, die überhaupt zu den verschollenen Dingen gehören, zu solchen Heilserscheinungen rechne. Wohl aber darf ich darauf hinweisen dass der Fatalismus in einer frühern Periode dermassen Wurzel in der dänischen Intelligenz gefasst hatte, dass das Aufschliessen so ungewitzigter Richtungen wie die des starren Kirchendogmas und des Nihilismus der Begriffslehre sich

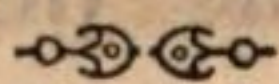
aus solcher Wurzel mit Nothwendigkeit, oder doch natürlich ergab. Dies zu verstehen, so wie die noch fortdauernde Bedeutung fatalistischer Ansichten zu erwägen würde eine Specialverhandlung erfordern. Wir bemerken daher nur, dass es ein derber, hausbackner Kantianismus war, der hier im Anfang des Jahrhunderts vorherrschte und dem Wogen und Treiben des dänischen Verstandes Solidität verlieh; dass aber seine durch die Naturphilosophie und sonstige deutsche Excesse vermittelte Auflösung zu jenem Fatalismus führte, dessen Uebergang zum Hegelschen Nihilismus sehr in der Ordnung war. *Steffens*, als Däne, der seinen Geist nach Deutschland übersiedelte, bestätigt es dass die Philosophie als Theorie in Dännemark keinen rechten Boden fand noch findet und dass die Bewegung des dänischen Geistes in dieser Richtung eine niedersteigende, oder doch niederschlagende ist. Das funkelnde ätherische Licht wird schliesslich zu nützlichen Lampen und Lichtern verarbeitet und der bessere Stoff höchstens zu einer Weihkerze vor einem oder dem andern Heiligenbilde verwandt. Es ist dies lobenswerth und interessant, je nachdem es wirklich nützlich wird, und da die Philosophie einen höhern Werth auch nicht prätendirt, so ist es auch philosophisch; aber die Weihkerzen sind nicht dänisch, wenn gleich *Sibbern* sie seinem Freunde und Lehrer entnommen hat und sie patriotisch einzubürgern trachtet. Ein Mehreres hat *Steffens* selbst „aus seinem Leben“ zum Besten gegeben.

Seinen Freund, den verdienten und berühmten Physiker *H. C. Ørsted*, würden wir hier nicht nennen können, da er die Philosophie fahren lassen hat, wenn nicht auch er einen Beleg dafür lieferte, dass der dänische Geist nur in der Beschränkung, in der Abweisung des Höhern sich auszeichnet. Auch er ist durchaus positiv und selbst politisch, jedoch nur hinter den Kulissen und, grade wegen der kri-

tischen, negirenden Richtung, beschränkend, und, über sein Fach hinaus, eigentlich lähmend, rath- und thatlos. Auffallender Widerspruch des nicht durchdringenden, fortschreitenden Geisteslebens, dass es selbst die Autorität verschmäht und dennoch ein Götzengerüste des Autoritätsglaubens errichtet, auf dessen Feldstein-Altären die kleinen Regungen hingeopfert werden, die sich von den negativen Autoritätsbanden der officiellen Gelehrtheit zu emancipiren tendiren. Diese Art von Kultus der eigenen Scheingrösse muss unstreitig Widerspruch erregen und da die Grösse des dänischen Geistes vielmehr in dem *principio rationis contradicentis* als in dem der *rationis sufficientis* besteht, so hat sich denn auch ein solcher grossartiger Widerspruchs- und Emancipations-Apparat, welcher in dem Abbrechen des ganzen Autoritätsaltars sich ergeht, in dem schon erwähnten philosophirenden Kritiker und theologisirenden Dilettanten *Sören Kierkegaard* hervorgethan, der die ganze Begriffs- und Gefühlswelt mikroskopisch unter seine selbstgeschliffene Lupe bringt, die Geister unbarmherzig anatomirt, und das Auge mittelst umgekehrten Fernrohrs mit den Sternen in Rapport bringt, so dass die unendliche Distanz noch unabsehlich vergrössert wird. Die eigenthümliche Operation, in welcher er Herz und Gehirn zerfasert, das unendlich Grosse unendlich klein darstellt und die nicht ausreichende eigene Kleinheit differenzirend anschaulich macht, ist ein weiterer Beleg dessen, was wir von der neutralisirenden Richtung der dänischen Literatur ausgesagt haben. Soll mehr als Wortschall, und zwar etwas Solides aus diesem Geiste hervorgehen, so wird es nöthig sein dass er die nützlichen Bestrebungen des *Swamerdamus* studire und zum Muster nehme. Auch ich bin im J. 1827 mit einer dän. Schrift über „die Anerkennung und Anwendung der geistigen Wahrheit zur Darstellung der Rechts-

und Gesellschaftsordnung“ aufgetreten. Wenn wir auch darin einverstanden sind, es müsse, wie die Erkenntniss von einem gegebenen Lichte, so der Fortschritt von einem gegebenen Wahrheitseinverständniss ausgehen, so darf ich mich jetzt doch nicht zu dem Glauben bekennen: den absoluten Constructionstheorien der deutschen, nach Dänemark übertragenen Philosophie könne man mit einer dunkeln Begriffssystematik *à la Lamennais* mit Erfolg entgegen-treten. Man darf vielmehr aus dem geringen Erfolge des in der Form unbehülflichen Versuchs den Schluss ziehen: in der Region dänischen Geistes sei vorerst ein praktischer Kursus an die Stelle des unbeliebten und unvollendeten theoretischen zu setzen, womit man denn vorerst der Philosophie, als Wissenschaft, die sich mit der Begriffsdeduction befasst, *valet* zu sagen hätte.

SECHSTER BRIEF.



Beziehung der Theologie.

Philosophie und Theologie sind Schwestern, beide der höhern, geistigen Wahrheit entstammt oder zugewandt. Wie die kirchliche Lehre sich dem positiven Lebensstoff näher anschliesst und den Menschen da anredet, wo er in den äussern Lebensbeziehungen sich wirklich vorfindet, so knüpft jene sich zunächst an sein ideelles Gedankenleben und sucht in der Vernunft die Mittel auf, das Innere mit dem Aeussern in haltbaren Verband zu bringen. Man kann daher wohl sagen: wie die eine, so die andre; denn beide sind von demselben Inhalt beseelt, wenn sie anders ächte Schwestern, und nicht zusammengebrachte Geschwister sind. Ich habe daher in meinem vorigen Briefe die theo-

logische Richtung in der Philosophie bereits berührt und hervorgehoben. Die Philosophie ist indess freieren Sinnes und beleuchtet ohne Scheu die Sinnesart der jüngern Schwester, welche ein bewegtes, oft ereignissbuntes Leben unter den Völkern geführt hat, von welchem ihr manche Gewohnheit, mancher Makel und Schmutz anklebt. Gewiss, und Erfahrungssache ist es, dass die Sünde die Tochter des wirklichen Lebens ist, und daher auch selbstfolglich ihr Makel jene Doctrinen leicht erreicht, die wir gleichfalls als dem wirklichen Leben angehörend und entsprossen bezeichnet haben. Gewiss ist ferner dass der Begriff der Sünde abstract, d. h. ihrem innern Wesen nach, sich durchaus auf die Verwechselung von Form und Wesen reducirt, so dass sie entsteht, und nur entsteht, und stets entsteht wenn das Wesen praktisch nur als Form genommen, geehrt, geliebt, gesucht, befolgt wird, und die Form wiederum als Wesen reelle Geltung erhält. Die Sünde ist mithin von Geist aus ein radikaler Irrthum, eine Verwechselung, die in jedem sündhaften Lebensmoment eintritt und bewährt wird. Eine grössere Sünde giebt es mithin nicht als die praktische Annahme, Aufstellung, Verbreitung von Grundsätzen, nach denen die Form als das Wesen, der Glaube statt des Lebens, die Erkenntniss statt des Thuns, Dogmen als das Principale, Maximen und Handelsweisen, Gesinnung, Wille, Liebe Selbstbestimmung als das Secundaire und Accidentelle vorgestellt werden. Die sogenannte Rechtgläubigkeitslehre, welche die Erlösung von der Sünde an ein Bekennen, ein Glauben und Annehmen, bald in dieser, bald in jener Richtung bindet, ist die im Positiven manifestirte Verwechselung von Form und Wesen selbst, also die eigentliche Sündhaftigkeit der Menschheit im Geiste und dem Geiste nach, wogegen jede Lehre, welche den Fortschritt vom Nichtguten zum Bessern und Guten, also

die Erlösung, in einem successiven Hineinleben in das Wesentliche und Gute und in einem Auffassen und Aufnehmen des wirklichen — mithin wesentlichen — Lebensstromes, so wie in einem wachen und thätigen Verarbeiten des Stoffs, den uns die actuellen Momente des Daseins stets zuführen, sucht und setzt, als eine wahre Heilslehre zu betrachten ist. Jemehr objective Wahrheit in einer solchen Heilslehre sich findet, desto vollkommener und edler ist sie. Man kennt deren leider sehr dürftige; dennoch sind sie relativ preiswürdig, soweit sie nicht an jener Verwechselung von Form und Wesen leiden, wogegen wir die sämmtlichen in der Menschheit vorwaltenden Doctrinen, bezeichneter und leicht vorfindlicher Art, als Töchter des Hochmuths, des Eigenwahns und Irrthums, der Sündhaftigkeit des Menschen und als Mütter des Bösen in der Welt anzusehen haben. Es sind Töchter der *raison paresseuse*, die den Stein liegen lässt, den sie heben soll, und mit einem Sprüchlein den Effect hervorgebracht zu haben wähnt, der nur durch die wirkliche That zu erreichen steht. Ich erlaube mir Sie auf *Kants* bisher in Deutschland unübertroffene Darstellung zu verweisen.

Die in einem gewissen Kreise herrschende Theologie hat also moralischen und Wahrheitswerth jenachdem sie thatsächlich von den sogenannten blossen Glaubenslehren sich fern hält oder reinigt; sie ist eine Dienerin der Sünde und Lüge insofern sie den Menschen an den Glauben allein verweist. Vergleichen wir mithin die dänische Theologie mit der deutschen, so trägt jene in ihrer Totalität die Palme davon, indess diese in vielen vorwiegenden Richtungen bornirt, geistlos und untreu erscheint. Wenigstens werden in Deutschland von wichtigen Leuten, Gelehrten, Koterien und Collegien Fragen als wichtig discutirt und widersinnig entschieden, in denen man auf den ersten Blick das Verwerfliche er-

kennen und verwerfen sollte. Es ist dagegen eins der schönsten Phänomene, bei denen man bei Betrachtung der dänischen Individualität zu weilen hat, dass die Theologie sowohl des Staats als der Nation bis jetzt, und schon seit langer Zeit, dem rohen, dürrer Formalismus, der dogmatischen Untrüglichkeit, dem orthodoxen Irrthum ziemlich unzugänglich gewesen ist. Zwar trat gleichzeitig mit *Harms*, um nur vom nächsten deutschen Punkte zu reden, *Grundtvig* auf und polterte mit ungemessenem Eigenwahn und Eifer alle möglichen Begriffe durcheinander, um auch einen allein-seligmachenden Glauben zu Markte zu bringen, welcher aus den crudesten Residuen des alten Köhlerglaubens bestand. Zwar hatte auch er Nachbeter und Nacheiferer und selbst Leute, die ihn an Zelotismus übertrafen, wie *Lindberg*, indess es auch Prediger und Theologen gab, die ohne rechte Unterscheidungsgabe dem Wesentlichen zu dienen wähnten indem sie eine, von heiligen Autoritäten strotzende Form für das Heilige selbst hielten; so *Busck*, *Holm*, *Faber* und manche andere. Von *Rudelbach* reden wir nicht, da er seine Doctrin aparte und consequenter nach dem clerikalischen System, dem man eine consequente Schlussfolge und eine apokryphe Untrüglichkeit nicht abspricht, ausbildete und, ohne Anklang in Dännemark, besser zum Bischof in irgend einem sterilen Heiligthume Deutschlands passte, wo man seiner jedoch endlich auch überdrüssig geworden ist. Aber alle diese Anregungen vermochten weder im Volke, noch in der Kirche, weder im Lehrstande noch in der Staatsverwaltung Dännemarks irgend erhebliche Wurzel zu fassen. Man betrachtete sie als Erzeugungen eines eigenen, fixen Wahns, die man ertragen müsse, auf das Gute sehend, was sonst, neben dem apokryphen Gewächs, den eifrigen Bekennern unheilsvoller Lehre anklebte. Den faulen Fleck in dem schiefen Urtheil

der Formlehrer hinsichtlich der Baptisten erwähnen wir nur insofern durch dessen Anregung wenigstens einige geistige und geistliche Bewegung eingetreten ist, die von dem biedern, aufrichtigen und dennoch scharfen *Eirikson* ausging. Wie sehr wir aber auch geneigt sind dem Freisinn, der natürlichen Gemüthlichkeit der dänischen Theologie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so können wir sie andererseits nicht von andern Mängeln freisprechen, die denn auch ganz mit dem zusammenhängen, was wir über den Geist der dänischen Literatur bereits angemerkt haben. Auch hier waltet die negative, neutrale Richtung durchaus vor; das Gemüth ist schon befriedigt, wenn es den geistigen Wahnsinn oder Unsinn einigermaßen von sich abgehalten hat. Es streckt sich aber auf der faulen Bank, wird fleischlich, sinnlich, weltlich, leer, dumm und verbauert. Daher muss das eigentlich kirchliche (positive) Leben in Dänemark als schlecht vertreten und tief gesunken im Volke angesehen werden. Dadurch bereitet es seinen eigenen Fall und man kann gar nicht wissen welche Wendung es nehmen wird, wenn etwa die Philosophie in ihrer ideellen und rationellen Region dasselbe sophistische Manoeuver hier vollführt, welches man der Theologie vorwirft, nemlich den Formalismus an die Stelle des Lebens, Seins und Handelns zu setzen. Wir sahen dass dieses frivole Experiment wirklich von den jüngern Literaten Dännemarks, die den Hegelschen Wahn auf diesen ihm nicht zusagenden Boden zu verpflanzen trachten, versucht wird. Die Nation dagegen zu warnen ist zwar überflüssig; aber die Schule könnte doch leicht dadurch entstellt und befleckt werden, besonders wenn man auf die natürliche Reaction, von dem so nahe verbundenen, in Formalismus versunkenen Holstein aus, sieht; — und leider sind die theologischen Kräfte des Landes nicht selbstständig und ihrer selbst sicher genug um

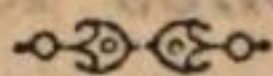
dergleichen ganz abzuweisen. *Heiberg*, dessen laciler, dialektischer Geist leicht von der deutschen Logomachie angesteckt werden konnte, scheint schon das Gebiet wieder verlassen zu haben, auf welchem er den Philosophen zu spielen sich berechtigt glaubte. Er scheint wenigstens jetzt der höhern Empirie den Vorzug zu geben und es fehlt nur dass dieser strebsame Geist einsehe, wie viel Unheil sein unbedeutender Beginn gebracht hat, um ihn, der gewiss den Ehrgeiz des Bessern und Wahren in sich spürt, zu bewegen selbst das Unheil zu bekämpfen, welches aus der Beiseitesetzung der Freiheit und der actuellen Lebensrealität unter den Hegelschen Theologen hervorgebracht ist. Ob *Martensen* es inne werden könne dass der wahren Kirche mit dem Aufbau eines Autoritätssystems auf philosophischem oder sophistischen Grunde nicht gedient sei, vermag ich nicht zu beurtheilen. Wohl aber erkenne ich die Gefahr und warne alles Ernstes vor derselben. Denn die dänische Neutralität und Indifferenz bietet dem Wiedererstehen des geistigen Grundirrthums nur zu willigen Boden. In der Theologie aber heischt diese Apathie um so grössere Beachtung, weil in ihr der Sinn der leitenden Männer mit dem der Schule und Intelligenz zusammentrifft. Keinem aufmerksamen Beobachter wird es entgehen dass die negative, sensuell-rationelle, weltliche, dürftige Neutralität und Lauheit der dänischen Theologie mit dem Geiste der frühern Staatsleitung und dem geistigen Indifferentismus der Nation in genauem Zusammenhang steht. Auch hier tritt eine elegante Form als dürftiger Erfolg hervor, den Mangel an energischer Wahrheitsliebe und Thatkraft durch eine ausgleichende und anschniegender Geschmacks- und Gefühlsrichtung selbstgefällig und eitel ersetzend.

Uebrigens darf ich den als *theologus elegans*, als Redner und als Präsident der Inselstände gleich ausgezeichneten

Professor *Clausen* nicht unerwähnt lassen. Der Doctrin nach rationell, dem Gemüthe nach national, mit corrosiv liberaler Färbung, ist er ein würdiger Repräsentant des dänischen Geistes besserer Art. Zugleich ist er der festeste, sublimirteste, feinste Dialektiker, der correcteste Stylist und gelehrteste Dogmatiker seines Vaterlands. Dennoch scheint er der Aufgabe seiner Zeit und der Situation nicht gewachsen zu sein, die mehr der Einfachheit und Derbheit als der Feinheit bedürftig sind. Es kömmt darauf an ob er als ein *Erasmus Rotterdamus* dem *Calvin-Martensen* die Spitze bieten kann. Welche Früchte und Kräfte er aus dem Süden, wo er sich jetzt aufhält, zurückbringen wird, muss die Zeit lehren. Da er zur Zeit noch mehr Politiker als Theolog ist, so belegt er dadurch das Uebergewicht des Aeussern über den höhern speculativen Gehalt. Er scheint es zu fühlen dass der theologischen Doctrin eine consequente, allen Einwendungen gewachsene Basirung Noth thut, damit der Vorwurf logischer Lücken und abgerissener Fäden sie nicht verletzend treffe. Er bewährt daher jenen praktischen Realitätssinn, indem er nebenbei ein geistiges Gerüste construirt, welches er in die an sich defecte Doctrin einfügt und in die Lagunen einer an sich flachen Lebenslehre ergänzend hineinarbeitet, wahrscheinlich um dem dialektischen *Barocco rationis non sufficientis* zu entgehen. Zu diesem Zwecke wäre eine gediegene Lehre aus einem Stücke vorzuziehn; denn hier zerbröckelt sich die der Philosophie zu beschwerliche Fülle vor dem sondernden Blicke eigentlich in eine musivische Masse von feingearbeiteten Lückenbüssern, die den Riss in *Israël* nicht heilen. In Dännemark kommt ein Mann schwerlich an seine rechte Stelle. *Clausen*, der an der Spitze eines umfassenden, praktischen Geschäftskreises stehen sollte, steht jetzt in Widerspruch mit sich und seiner Stellung, indess die Leitung des höhern Unter-

richs als ein negatives Ministerium in völliger Erschöpfung und unpraktischer Nullität culminirt. Ein Uebrigcs werden Sie Sich gefälligst aus meiner kleinen Schrift über *Nielsens* Philosophie der Kirchengeschichte entnehmen. Hier würde ein Weiteres zu weit führen. Als Resultat ergibt es sich also, — was ich beiläufig auch sonst schon weiss — dass Sie das Dänische weder der Philosophie, noch der Theologie wegen studiren werden. Von dem *imitatorum servum genus* werden Sie, auf die Koryphäen gesehen, gar nichts hören wollen. Sie bilden keine Literatur, wenigstens keine die den Fremden reizen könnte. Sie geben den Füllkalk her wo die Bausteine Lücken lassen. Ohne daher die Altäre antasten zu wollen, auf denen für die *Dii minorum gentium* ein angenehmer Weihrauch brennt, wollen wir sie doch am liebsten der Kritik ihrer eigenen Landsleute überlassen.

SIEBENTER BRIEF.



Beziehung der Politik.

Da Sie selbst, werther Freund, ein Politiker *ex professo* sind, so bin ich insbesondere verpflichtet es Ihnen darzulegen inwiefern die dänischen Politiker ein genügendes Motiv abgeben, Sprache und Literatur, denen sie angehören, sich anzueignen. Ich werde hiebei selbstfolglich die officiële Doctrin von der politischen Tagespresse scheiden und bei beiden auch nur die freien Erscheinungen vor Augen haben.

Seit *Schlegel*, — nicht zu verwechseln mit den deutschen *Schlegeln*, unter denen der feine Aug. Wilh. zuerst 1813 die Deutschen wider Dännemark in Harnisch rief und, wunderbar genug, französisch in die deutsche Trompete stiess; — seit Conferenzzrath Professor *I. F. V. Schlegel*,

dessen unreif gebliebenen Verdienste wir nicht schmälern mögen, — seit dem Tode dieses Verfassers eines Kompendiums des Naturrechts, welches nur als Kompendium Werth hat, und eines halben dänischen Staatsrechts, des Verfassers, dem es zur Entschuldigung dient dass er einer schwachen, verstrickten Zeit, einer Umgebung ohne That und Gedanken, kurz, einer Periode unterdrückten Geisteslebens angehörte, giebt es in Dännemark keinen dänischen Schriftsteller, Gelehrten oder Hochlehrer, der das Amt eines Publicisten des Staats officiell versieht. Denn *Örsted* ist nur ein imponirendes und imponirtes Surrogat, indem er nur Jurist vom Fach, Beamter und Minister ist; *Rosenwinge* aber, der den Beruf hat, beschränkte sich auf originale und übersetzte Kompendien und auf eine fleissige Herausgabe antiker Gesetze, durch welche er wirklich manchen stark bezahlten Herausgeber alter dänischer Schätze beschämt. Übrigens ist er des greisen *Engelstofts* treuer Gehülfe in der besagten Direction des Universitäts- und gelehrten Schulwesens, — undankbares Fach, welches leider viel Mitleiden erzeugt. Den publicistischen Beruf aber hat er abgelehnt, so dass der tüchtige, biedere und derbe Professor des Rechts *Larsen* sich *nolens volens* der *conjux deserta* seines Amtsbruders hat annehmen müssen, um den Schimpf völliger Unfruchtbarkeit von ihr abzuwenden. Indess jener es nun verschmäht sich um den Dank seines Vaterlands zu bewerben, und höchstens die Negativität des dänischen Geistes, wie sie öfter geschildert worden, bestätigt, ist sein älterer Freund und Gönner, der als Jurist berühmte *A. S. Örsted*, der als Staatsmann und Politiker sich einen so vieldeutigen Namen gemacht hat, *invita Minerva* genöthigt worden die *vices* zu vertreten, die seiner ursprünglichen Natur vielleicht weniger zuwider waren, als sie es seitdem geworden sind, und als man, nach den Verrenkungen, die die Zeit mit sich geführt

hat, glauben sollte. Er hat seinen mit dialektischen Fähigkeiten trefflich gerüsteten Verstand, seinen höchst entwickelten argumentativen Trieb dem Positiven zugewandt um dem Bestehenden als zureichende Stütze zu dienen. Seinem berühmten Bruder, dem in *physicis* laborirenden Polytechniker darin ähnlich, dass er, wie dieser, den vor ihm liegenden unendlichen Stoff weder selbst bewältigen kann, noch von ihm sich recht bewältigen lässt, sondern ihn nur stellenweise anzapft, auflöst, neutralisirt, bis dass er in der eigenen empirischen Anschauung aufgeht, hat dieser fruchtbare Skribent das ganze Feld bürgerlicher Verhältnisse und rechtlicher Bedenken umwühlt, queer gepflügt und gebotheggt, ohne über die Bodenverhältnisse hinaus, zu den einfachen Begriffen von Staat oder Gesellschaft, als eines be-seelten, persönlichen Ganzen, durchgedrungen zu sein. Sein herrlicher, auf einem trefflichen, durchgängig dänischen Gemüthe ruhender Geist hat in dem Gedränge des zerfallenen praktischen Räderwerks die höhere Einheit und die Tiefe des geistigen Bewusstseins eingebüsst, welche ohne einen festen Glauben, ohne antagonisirende und losreissende Erhebung nicht Stand und Stich halten können. Sein Fehler besteht, wie der der meisten *acuten* Staatsdiener, in der Verkennung der Freiheit. Er sieht ein dass diese ohne Gleichgewicht nicht zulässig und denkbar ist; aber in dem schroffen Streben für das Gleichgewicht verliert er die klare Vorstellung von der activen Berechtigung der Freiheit. Er ist der *Genz* des dänischen *satus quo* und also Diener oder Advocat der positiven Macht. So ward er der Mann des Absolutismus, der bürokratischen Allgewalt, und, dieser selbst unterthan, ist er der Sklave des Augenblicks. Die Dienste, die er der Macht weiht, sind um so grösser, da sein kolossales Gedächtniss mit einem scharfen, oft beissenden, alerten, nimmer zerstreuten Geist gepaart und mit

einem gesunden, der angedeuteten kantischen Epoche entsprossenen, kräftig gebauten Moralsystem gerüstet ist. So behauptet er sein grosses, dem Momente dienendes Ansehn indem er die Zeit, wenigstens die Zukunft in Stich lässt. Das Vaterland muss seine Fehler büssen. In dieser Rücksicht ist er dem Manne zu vergleichen, welcher im Schiffbruch den werthvollsten Schatz zu retten wähnte, jedoch nur eine Kiste mit alten Karten an Land brachte. Uebrigens ist er in bezeichneter dänischer Weise nicht allein gemüthlich, jovial, witzig, geistreich, sondern ein wirklicher Heros; denn ohne eine heroische Geistesconstitution würde er auf schwierigem Terrain dem ausgebildetsten Sophismus gar nicht haben entgehen können, indem er in conservativer Absicht nicht allein Principien, Grundsätze und Ideen zu blossen argumentativen Figuren neutralisirt, sondern, stets *ad disputandum et probandum in utramque partem paratus*, nur in untergeordneter Weise nach Grund und Zweck fragt und sich richtet. Diese Art von Weisheit reducirt sich zuletzt auf ein: „so oder so, wie Ihrs wollt.“ Ich habe mich bei dieser eminenten Persönlichkeit aufhalten müssen, weil er zugleich so furchtbar viel geschrieben hat und Sie ihm daher oft begegnen werden. Seine verdienstvollen Schriften füllen eine ganze Bibliothek. Ohne dass man recht sagen kann, was und wie viel davon mit oder ohne ihn in irgend eine Art von Ewigkeit übergehen wird, darf man ihn doch als Reformator einer geistlos versunkenen Praxis und Jurisprudenz ansehen. Er ist also gleichsam der Schildhalter des alten Systems und scheint nicht inne geworden zu sein dass selbst die, deren Quartiere und Schwächen er aufrecht hält, nach erreichtem Zweck, sich darüber aufhalten werden, dass er noch da bleibt, wo er seinem Geiste nach gar nicht hingehört und überflüssig geworden ist. Wer das Gemüth des Mannes liebt und

seine eminenten Anlagen ehrt, kann es nur bedauern dass er sich zum Soldaten anwerben liess, indess die Natur ihn zum Feldherrn schuf, und dass er nicht einmal Parteiführer, geschweige Heerführer, sondern in Hauptrichtungen sogar blosser Diener des Parteisinns geworden ist, indem er nemlich sowohl den Uebergriffen der Administration in Recht und Gesetz, als der Verdeutschung Schleswigs, der Ausdehnung des verderblichen Lehns- und Fideicommissprinzips, und endlich der Aufrechthaltung des dem Volke widrigen dänischen Festewesens sowie des inhumanen Häuslingverhältnisses sein Wort, sein Ansehen, seinen Ruf, und selbst seinen Geist verschrieben hat. Von der Verfolgung der oppositionellen Presse, die man ihm beimisst, schweige ich, weil seine Schuld nicht klar ist, man auch der Nothwehr und der Schwäche Einiges beimessen muss. Auf dem Felde der Literatur ist Örsted die Hauptfigur der positiven Partei, welche jedoch nicht mit der conservativen zusammenfällt. Diese gehört der Kategorie der Litteratur, mit der wir uns beschäftigen, gar nicht an. Da ich mich billigerweise scheue den ebenso kräftig gebauten *Ussing* mit ihm zusammenzustellen, der so wenig mit ihm harmonirt, so können wir die *merita* der secundairen mit ihm alliirten Geister auf sich beruhen lassen und uns mit dem *argumento a potiori* begnügen. Die zweite in Betracht kommende Figur ist jetzt leider eine schweigsame. Professor *David* war einst ein Koryphäus des Fortschritts und der Reform, zugleich einer der ausgezeichnetern Stylisten und Verhandler öffentlicher Angelegenheiten. Er hat sich jedoch jetzt in die Klaue des Gefängnisswesens zurückgezogen, aus welcher ihm Ehre und Verdienst erwächst. Durch seine Magistratsstellung dem Positiven angehörend, bestätigt er, in der offenbaren Inertie der Korporation, der er sich einverleibt hat, den Stillstand zu dem er sich jetzt bequemt hat. Neben ihm figurirt jener

berühmt gewordene Bürgermeister *Ussing*, der einst so kräftige Volksredner, dessen vulkanisches Feuer noch in der Tiefe lodert, indess der Krater mit künstlichen Röhren und Sicherheits-Ventilen versehen worden, welche der Kraft einen abgemessenen Ausgang verleihen. Er gedenkt *Örsted* zu ersetzen in den schlechten Zeiten, denen man präsumtiv entgegengeht und wird sich dann als ein unruhiger *Örsted* darstellen, wie ihn die widerwärtigen Zeiten, denen man so leicht entgehen könnte, erfordern werden. Da nun die Wahl noch nicht ganz entschieden ist, so ist er bislang nur von relativer, eventueller Bedeutung. Er hat das Schreiben zwar nicht aufgegeben; aber da er nur improvisirt und zugleich nur sagt, was er voraus berechnet hat, so hebt sich seine literaire Thätigkeit selbst auf. Jedenfalls kann man ihm den soliden Ruhm praktischer Tüchtigkeit und Klugheit nicht absprechen und können Sie daher, Philosophie bei Seite, wohl von ihm lernen. Dagegen weilen wir mit ebensoviel Vergnügen als Achtung, jedoch leider, auf seine Kränklichkeit gesehen, auch mit Bedauern bei der edeln Erscheinung eines Mannes, den wir in *politicis*, als Mensch und als Bürger, zu den würdigsten Repräsentanten des dänischen Geistes und Gemüths zählen, des Etatsraths und frühern Direktors der Akademie *Sorö*, *Estrup*. Es hat Sr. Majestät gefallen eine Verdienstmedaille schlagen zu lassen, deren Verwendung zur Verzierung der mechanischen Nützlichkeit passend gefunden worden. Leider hat man bisher für das staatsbürgerliche und geistige Verdienst keine solche Auszeichnung erfinden können, denn der Ostracismus, auf den man gefallen ist, stellt die Sache auf den Kopf. *Estrups* Gemüth ist so patriotisch, human, liberal, sein Geist so wohl gerüstet, klar und rein, seine kleinen Schriften sind so gediegen, praktisch, gelehrt, kurz und bündig, dass wir in seinem Mangel an Einfluss, in

seinem bedauernswerth leidenden Zustande, in seiner Entfernung von der Staatsschaubühne, in der geringen Beachtung, welche seine Worte und sein Rath finden, eine leider zutreffende Erscheinung erblicken, welche uns den Schlüssel und Maasstab der Würdigung dänischer politischer Zustände in die Hand giebt. Danach erscheinen sie Vielen, ohne wohlthätige Krisis, hoffnungslos, es sei denn dass Katastrophen eine Wendung herbeiführen, die sich nicht berechnen lässt. Der niedergebrochene Estrup hält mit sinkender Hand eine Warnungstafel den Grossen und Mächtigen hin, auf welcher, dem Verderben zu entrinnen, sein *discite, moniti!* auf die agrarischen Verhältnisse hinweist, hinsichtlich deren eine verstockte Blindheit, eine starre Rechthaberei vorwaltet. Können Sie solchen Katastrophen ein Interesse abgewinnen, so lernen Sie dänisch. und vergleichen dann die ruhigen *data* und *placita* dieses Vaterlandsfreundes mit den aufgeregten Forderungen der Selbstsucht und des verstandeslosen Geitzes seiner Widersacher, so werden sie inne werden aus welchen wenig haltbaren Stoffen die Pyramiden des menschlichen Daseins zusammengehäuft sind.

Beiläufig ist auch Dr. *Wegener* zu nennen, der in *Sorö* ein gelehrt-laboriöses Zellenleben führt und die bessern Ansichten stillschweigend und in sich gekehrt vertritt. Der alte, dänische gemüthliche Fleiss. die brave, rechtliche, wohlmeinende Gesinnung zeigt sich in ihm leidend und thatenlos. In solcher Stimmung liebt und lobt man gern die guten Seiten dessen was schon ertragen ist. Dennoch sollte man das Zuträgliche nicht über dem Erträglichen vergessen und lieber die Hand kräftig an den Pflug legen.

An *Sibbern*, den wir als Philosophen besprochen haben, können wir nur erinnern insofern in ihm die Philosophie in *politicis* wirklich zum Schweigen gebracht ist. Sein Flug in diesen Regionen war wirklich schwerfällig, indem

seine ätherischen Schwingen in der crassen Sphäre der äussern Macht sich allerdings nicht federkräftig erwiesen haben und die unbehülflichen Ruder, die er zur Hand nahm, durchaus nicht schafflich waren. Auch sind seine matten Ruderschläge schon vergessen und es ist kaum zu fürchten dass er sich zu neuen Versuchen anschickt.

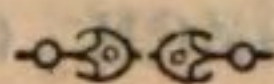
Es giebt aber in Dännemark eine nicht geringe Anzahl tüchtiger Männer, welche über einzelne oder mehrere bürgerliche Verhältnisse und politische Fragen zu einer durchdachten oder intuitiven Ansicht gelangt sind und sich auch darüber gelegentlich ausgesprochen haben. Die daraus entstandene Flugschriftliteratur ist indess nicht von der Bedeutung, dass sie ein Hauptmotiv für ein Studium abgeben kann. Wenn ich jedoch bemüht bin Ihnen wenigstens die Gestalten vorzuführen, so darf diese die Tagespresse vermittelnde Region doch nicht übergangen werden, insbesondere da sie mit Magister *Monrads* Auftreten in den „fliegenden Blättern“, eine eigene, markirte Bedeutung gewann. *Monrad* selbst, ein kräftiger, logischer, positiver in der Empirie befangener Geist, wäre, durch seinen Scharfsinn und durch den ihm eigenen Anstrich von Moderation und Billigkeit, welche bei ihm natürliche Töchter der Weltklugheit und Logik sind, und welche ihm das Aussehen eines Leoparden geben der Glacéhandschuh angezogen hat, nicht minder durch die concise, energische Darstellungsgabe sehr geeignet gewesen der politischen Erörterung eine neue, weitergehende, fruchtbringende rationelle Wendung zu geben. Es ist indess Vieles was ihn gehindert hat diesem grössern Berufe zu entsprechen. Die Darlegung hievon gehört mehr der Region der Journalistik und der innern Würdigung des Menschen an, und so enthalte ich mich hier derselben. Für den Fall dass wirklich Katastrophen im Staate unvermeidlich wären, könnte er eine Rolle spielen, die

ich ihm jedoch nicht beneide. Sehr gediegen trat *Bang* auf und man kann seiner Tüchtigkeit und derben Bestimmtheit für die Zukunft viel zutrauen. Von Sinn und Gemüth Demokrat würde er um so gefährlicher werden, wenn er sich auf die Seite des alten Systems hinneigte und man fürchtet dies, weil er als ein Hauptgewicht in die bürokratische Maschine aufgenommen ist. Diese Furcht ist zur Zeit noch nicht gegründet. Dagegen hat *Peter Tutein* allerdings durch das Postulat eines Zweikammersystems in einer Region, die kaum Elemente gereifter Einsicht für eine halbe Kammer darbietet, jenen Hang zum Aristokratismus verrathen, welcher mehr in den deutschen Provinzen des Staats seine Heimath hat. Indess überwiegt seine Ansicht jetzt bei den Gutsbesitzern und ist insofern praktisch, als ihr positive und einflussreiche Momente zur Seite stehn. Da er selbst dem Kaufmannsstande entsprossen ist und dem äussern Adel nur durch den Besitz angehört, so ist es zu verwundern dass er es hat verkennen können dass der Geburtsadel, wie sehr auch dem Privilegium des Reichthums und dem Geldadel vorzuziehn, einen reellen Standesunterschied doch nicht mehr begründen dürfe und durch andere Realitäten aufgewogen werden sollte, unter denen wir doch nur die der Einsicht, des moralischen Ansehns und der Tüchtigkeit für befähigt zur Theilnahme an der Gesetzgebung erkennen können. Ich hätte allerdings wohl Veranlassung die Bestrebungen des Verfassers zu erwähnen und zu beleuchten, der zuerst unter dem Namen *Christianson* sich mit den eigentlich dänischen Verhältnissen befasste, seitdem aber unter eigenen Namen sich sehr eingreifend, besonders über die Erb- und Staatseinheitsfrage, vernehmen, und anlegen sein lassen hat die administrative Scheidung aller an sich verschiedenen Staatstheile, als die Verfassungsbeserung bedingend, zu begründen. Es verdient dieser Ver-

fasser Ihrerseits um so mehr einige Beachtung weil er, als Deutscher, dänisch aufgetreten ist, folglich auch in sprachlicher Rücksicht von der untergeordneten Bedeutung der Geburt in geistigen Angelegenheiten Zeugniß giebt. Ich glaube nicht dass man das Ausgleichende, Umfassende und doch Eindringliche in seinen Tendenzen in Abrede stellt oder den Eifer mit dem er jedenfalls den falschen und lügenhaften Bestrebungen sich widersetzt, verkennt. Dennoch giebt der geringe Erfolg seiner oft mit grosser Vorsicht sich äussernden Rede, insbesondere wo sie am meisten durchdacht und den Staatszwecken entsprechend ist, und der zweifelhafte Fortschritt, den er und seine Zwecke bei denen selbst machen, deren Sache er vertritt und verfißt, Anlass zu sehr ernstem Bedenken, weil sich hiebei ein Widerspruch herausstellt, der nur durch sehr üble Voraussetzungen zu heben steht. Wenigstens ist der Schluss begründet, dass wenn sein Fundament geistig rationell ist, der Umkreis, den er doch kaum wahrnehmbar anzuregen im Stande ist, es nicht seyn kann. Ob sein Streben weise oder thörig gewesen, lässt sich jedoch noch nicht ermes- sen. Als Beleg für den dänischen Nationalcharacter kommt er jedenfalls in Betracht. Aus älterer Zeit wären allerdings wohl einige historisch-politische Schriftsteller erwähnenswerth, wenn es sich um eine Literairgeschichte handelte. Hier aber, wo nur die Erfassung des Geists der Sprache und Literatur uns angelegen ist, mögen wir nur darauf aufmerksam machen dass die frühere Zeit, aus der wir schon mehrere Beispiele entnommen haben, im Ganzen eine grössere Sicherheit, Reinheit, Klarheit, Gemüthlichkeit und Ueberzeugung athmet, als die jetzige in Feindschaft, Neid, Missgunst, Verläumdung und Hass aufgelöste Stimmung; dass jedoch hinsichtlich der obwaltenden Äusserungsfreiheit ein unzweifelhafter Riesenfortschritt vorliegt, indem man

damals auch nicht entfernt gewagt haben würde die Grenzen der öffentlichen Erörterung so weit auszudehnen, als es jetzt in der Ungewissheit der Richtungen geduldet wird. Bei dieser materiell grössern Freiheit müssen natürlich Leidenschaften, und was sonst Böses im Herzen der Menschen ruht oder wühlt, ganz anders an den Tag kommen wie früher. Man bedauert diese Manifestationen, obgleich sie der einzige Weg zur Besserung sind, die überhaupt nur durch Freiheit möglich ist. Die Verkennung des Freiheitsbegriffs ist ein gemeinsamer Fehler beider entgegengesetzten Meinungsnuancen im dänischen Staate, sowohl der officiellen, deren Intelligenzseite durch *Örsted* repräsentirt wird, als der widerspenstigen, die im „Fædreland“ ihr Organ hat. Es ist jedoch jener Begriff nicht der einzige, dessen Verkennung den Fortschritt im Staate hemmt. Namentlich liegt die Verkennung des Wahren in den deutschen Staatstheilen vor. Unter so bewandten Umständen wird es schwer sein ein solches Gleichgewicht herzustellen, wie es zum Wohlssein und zur Entwicklung nöthig ist, und auch die Literatur nebst der Presse muss begreiflicherweise sehr darunter leiden.

ACHTER BRIEF.



Beziehung der Journalistik zur Sprache.

Dass die Tagespresse von erheblicher Bedeutung in Dännemark ist, erscheint als eine Merkwürdigkeit wenn man bedenkt dass die privilegirten Blätter einer völligen Censur unterworfen sind, und die unprivilegirten sich im

Zeitungssinne mit der Politik durchaus nicht befassen dürfen. Dennoch liegt das Gewicht der Tagespresse hier klar am Tage. Wenn man hier von Opposition, von Liberalen und Demokraten redet, so muss man diese Ausdrücke und Benennungen mit grosser Vorsicht anwenden. Man sollte erst die Gewissheit haben dass Gesinnung und Grundsätze von Männern oder Parteien wirklich liberal sind, ehe man sie als solche stempelt, die mit dem guten Willen Einsicht von dem verbinden, was dem Volke wirklich nützt und noth thut. Hienach wird hier jedoch nicht gefragt, sondern der einseitige Anschein vertheilt hier die Namen, die mit Recht nur einzelnen Individualitäten beigemessen werden können. Als Parteien, d. h. Meinungsnuancen, die eine bestimmte praktische Tendenz für den ganzen Staat zu realisiren sich zur Aufgabe gestellt haben, kann man im eigentlichen Dänemark nur drei bezeichnen, welche als liberal oder constitutionell auftreten, jedoch von der rationellen Liberalität mehr oder weniger abweichen, Es sind die Nationalen, die dänischen Skandinaven oder Nativisten, und die zum Communismus sich neigenden Demokraten. An der Spitze der erstern steht *Schou* mit *Clausen*. Ihr Wunsch ist Verfassung, ihr Sinn dänisch, mit starker Neigung zum Norden und Abneigung gegen Deutschland; ihre Sache Schleswig, ihre Verzweiflung der *Status quo*, ihre Hoffnung bessere Zeiten. Dem, was sie nicht lieben, werfen sie Schwäche vor, leiden jedoch selbst an derselben, indem sie nicht die Ausdauer besitzen die Probleme sämmtlich im Lichte einer ausreichenden Theorie zu beleuchten, noch den Muth sich selbst, und die, welche sie gebrauchen einer stringenten Kritik zu unterwerfen. Dem was sie bekämpfen gegenüber möchten sie jedenfalls eine Niederlage vermeiden und scheuen daher den eigentlichen Kampf. Ihr Fehler ist zwiefach; erstlich der exclusive Charakterzug, wel-

cher mit dem Kampf für Nationalität meist Hand in Hand geht. Wenn sie gleich nicht, wie die Nativisten, Alles abstossen, was nicht grade in dieser Richtung so ist und denkt wie sie, so bilden sie doch eine esoterische Kette. Dieser Verbündung entsagend müssen sie sich rationalisiren, den Realitäten zuwenden und praktische Politiker werden, sonst geht die Zeit und ihr Leben ohne Frucht dahin. Zweitens ihre lauernde, expectative, schweigsame, verdeckte Inertie. Sie haben kein Organ, wenigstens kein reines und gerüstetes, und fliessen selbst nur indirect, unentschieden und im Sinne einer respektablen Koterie ein. Es lässt sich daher, von dem Gesichtspunkte gesehen, den wir behandeln, wenig bei ihnen entdecken, wenn man nicht etwa die alten Ständeprotokolle aufschlagen will, in denen diese nationale Partei ihre Blüthen niedergelegt, und leider begraben hat, — es sei denn dass eine neue Befruchtung sie wieder erweckt. Dass man ihr Streben achten könne und müsse, wird zugestanden; aber die Leistungen fehlen, und da wir hier nicht Elemente der Würdigung der Persönlichkeiten erforschen, sondern eine literaire Frucht suchen, werth genossen zu werden, so müssen wir leider sagen: *passons!*

Der Skandinavismus ist an sich im ganzen Norden ein natürliches und zugleich schönes Gefühl. Dass die allgemeine Menschenliebe ein höheres, edleres, schöneres sei, ist klar, wird aber von den ächten dänischen Politikern dieser Richtung muthwillig verkannt, ignorirt, verleugnet. Die hehre, edle Natur der Humanität zeigt sich aber grade dadurch am wirksamsten, dass sie auch die nähern Beziehungen befestigt, belebt, beseelt. So in der Familienliebe, im Patriotismus; so denn auch in dem Triebe mit den Stammverwandten näheres Verhältniss zu knüpfen, altes Unrecht und schroffe Gegensätze auszugleichen und fortan Hand in Hand den Schlägen des Schicksals, der Entwicke-

lung des Staatslebens entgegen zu gehen und in der Vereinigung auch den frivolen Anregungen der Macht selbst kräftig zu widerstehen. Diese Überführung des allgemein Guten auf die stammverwandten Nachbarn, je nach ihrer Nähe, ist so natürlich und in der Ordnung, dass es Wunder nehmen muss, wie solche sich hier erst so spät geltend machte. Wir sehen dies Gefühl nicht minder wie die deutsche Liebe für das gemeinsame Vaterland, für eine Folge des erwachten guten Sinnes in der Menschheit an. Jedoch ist natürlich nicht alles Gold was glänzt. Schon vor 12 Jahren habe ich mich bemüht in einer dänischen Schrift über „*Hansemanns* Preussen und Frankreich“ die Grundsätze skandinavischer Einigung zu begründen, und ich glaube daher als Freund der Sache deren Missbrauch abwehren zu dürfen. In Allem was den Charakter der Liebe und Ausgleichung bewahrt, wo es gilt aufzubauen und nichts Anderes niederzureissen als die bösen Schranken, welche sich zwischen Gemüth und Gemüth stellen, darf der Däne, wie der Nordwohne überhaupt, sich als Skandinav, der Holsteiner und der deutsche Schleiländer sich als Germane fühlen. Bei den meisten Stimmführern, sowohl des Teutonismus, als des Skandinavismus ist das vermeintlich gute Gefühl jedoch in Parteikrankheit umgeschlagen. Es gehört wenig Überlegung dazu einzusehen dass Liebe, besonders die aus der Humanität hervorsprossende, durchaus ein freies, austauschendes, pflegendes, aufbauendes und nährendes Gefühl ist, welches aber, sobald die Härte des Eigenwillens und Eigenwahns das humane Fundament umkehrt, seinen ursprünglichen Karakter einbüsst. Dies geschieht wenn man aus andern Motiven, infolge anderer Zwecke eine solche allgemeine Überzeugung aufgreift und zur Beherrschung der Gemüther anwendet. Dieses üble Princip und die damit gegebene Tendenz nenne ich den Nativismus dieser Sphäre,

welcher, als auf Gefühlsanregung gebaut, den exclusiven und fanatischen Charakter des Pietismus annimmt und zur Parteisucht wird. Er wird zum Prokrustesbette, in welchem allen Lebensgenossen die Glieder unbarmherzig gezerrt und verschoben werden, bis sie sich der Parteiansicht fügen. Unter diesen Auspicien hat sich eine Tendenz in Dänemark gebildet, welche die schöne, edle, brüderliche Gesinnung der Nordwohnen, diese hehre Tochter der Humanität, die mit nordischer Reinheit von den Bergen Sveas und Nors in die Gefilde Dännemarks hinabstieg, in ihrem Uebermuth zu einer niedern Dienstmagd der Parteisucht herabwürdigt und die rohe Leidenschaft auf Strassen und Märkten in Bewegung bringt, der edlen, zur Sklavin herabgewürdigten Himmelstochter Gewalt anzuthun, damit sie, den Parteitrieben fröhnend, in denselben Taumel hineingerathe, der die Verderber so schöner Gefühle selbst ergriffen hat. So soll das Edle vulgarisirt werden um volksthümlich zu werden! — Kann da die vorgewandte Absicht die Gesinnung rechtfertigen? Krieg, Fehde, Unruhe, Hass, und zwar gegen alle anders und moderat Gesinnte, gegen die Maashaltenden, die dem blinden Eifer ruhige Vernunft entgegenstellen, und endlich gegen Deutschland und Deutsche, muss da die Frucht werden, welche den Unadel des Stammes verräth. Es ist nicht erforderlich in irgend einer wesentlichen Richtung die Abirrungen deutschen Sinnes und Geistes zu übersehn, ungebührlich zu entschuldigen oder wohl gar zu loben, und die werthvollen Eigenschaften und Charakterzüge des Dänischen oder Nordischen zu verkennen oder wohl gar gering zu schätzen, um die Deutschen und Deutschland gegen die Ungerechtigkeit und Parteisucht der wenigen Parteimänner zu vertheidigen, bei welchen jenes gesunde schöne Gefühl in krankhaften Eifer ausgeartet ist. Die dänischen Wortführer vermeiden es daher auch

sorgfältig den Deutschen formel ihr Anrecht auf eine gemeinsame Lebensgestaltung, auf Ausgleichen und Zusammenwirken im Sinn eines grossen deutschen Vaterlands irgend abzusprechen. Sie reden im Gegentheil dem deutschen Nativismus oder Totalismus eifrig das Wort und wollen sich nur seiner Ausdehnung auf die altdänische Provinz Schleswig erwehren, worin sie ebenso sehr Recht haben, als sie mit ihren Rivalen im gleichen Unrecht sich befinden insofern beide sich anmassen die politischen Weltverhältnisse ihrem Nativitätsgeföhle gemäss umzugestalten.

Mit diesen einleitenden Bemerkungen können wir die politischen Tendenzen dieser Art beleuchten. Betrachten wir ihren Anfang und Verlauf. Im Laufe der neuern dänischen Geschichte konnte eine patriotische Opposition nicht anders als entstehen und sich entwickeln. Man sah wie das Land unter Fehlgriffen, unter dem Einfluss mangelhafter Persönlichkeiten gelitten hatte und noch litt. Eine grössere Freiheit in den Gemüthern und in der Urtheilskraft der Leute machte sie der morschen Fesseln müde, welche das Gespenst des Schlendrians und der feigen Rücksicht um den Geist geschlungen hatte. Man griff Verwaltung und Grundform, Principien und Ausführung oft mit Recht, mit Beifall, mit Erfolg und selbst mit Glück an, und freute sich seines eigenen Wachstums und Einflusses. So kam der Geist vernünftiger Kritik und Opposition zu jenem öffentlichen Ansehn, ohne welchen er nicht zur fruchtbringenden Wirksamkeit gelangt. Indess nun das nach Ordnung strebende Gemüth sich die Aufgabe stellte die irregeleitete Macht und Freiheit zu überzeugen, zu überreden und, theils aus dem Gebiete ihrer eigenen Freiheit und Wahl heraus, theils durch die Stärke der öffentlichen Meinung und der Wahrheit, ein besseres Leben hervorzulocken, stellte die anwachsende, jugendliche Opposition sich ein

ganz anderes Ziel nach eigener Gesinnung. „Was Du bessern willst, taugt an sich nicht, ist keiner Besserung fähig, ist verwerflich und muss vielmehr bewältigt, ausgeschnitten werden.“ So sprach der Geist jenes Widerstrebens zu dem Geiste der Mässigung und dieser antwortete durch die Frage: „wo ist denn eure Kompetenz, eure Machtvollkommenheit?“ Dass man sich selbst bessere und bilde und, je nachdem solches gelingt, auch auf die Freiheit anderer zur Besserung einwirke, diese Kompetenz liegt offen vor und ist unbestreitbar. Dieser moralischen Beschränkung auszuweichen suchte die gedachte junge Opposition ihre Competenz im Volke, in dessen innerer Souverainetät, in seinem Willen und Wesen, und schuf mithin den Nationalismus, erst in sich selbst; dann aber heftete sie ihn dem Volke auf. Um aber auch den Mangel an politischer Macht und an Einfluss zu ersetzen, suchte sie einen grössern Hebel, der ausser ihrer Staatsmaschine lag und welchen sie, der Staatsmacht unerreichbar, von aussen in ihren Kreis hineinwirken lassen konnte. Hier zeigte sich ihr nun das in Deutschland wirkende grandiose Bild des Germanismus, und par imitation bildete sie den Skandinavismus. Sie fand jene dem natürlichen Gefühl entsprossene Bruderliebe und Blutsfreundschaft im Norden; sie begegnete jener lieblichen Jungfrau, welche bereits längst im Stillen herangewachsen, Berg, Thal und Fluren durchwandelte, aller Orten traulich Liebe verbreitend und die Gemüther erfrischend und erfreuend. Diese also lockte jene politische Opposition in ihr Garn, legte ihr Handschellen an und nöthigte sie ein freies, fröhliches Gesicht in ihren Gelagen zu machen, mit ihnen zu singen und zu scherzen, als ob sie aus freiem Antrieb unter ihnen weilte, und überhaupt noch so sei, als da sie rein und frei im Volke umherging. Daher der Widerspruch, den solche List und Vergewältigung in Schwe-

den und Norwegen, und selbst in Dännemark findet, dessen Volk znnächst durch diesen Missbrauch der edlen Magd mystificirt werden soll. Bevor diese üble Richtung zur That ward, fand eine Anregung statt unter denen, die in der ersterweckten Opposition die Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihres Strebens und ihre praktische Lebensrichtung gefunden hatten. „Ihr tadelt, hiess es, die Verwaltung und fühlt dass euer Vaterland dabei zu Grunde geht. Euer nationales Gefühl ist aufgeregt, und gewiss mit Recht. Alles aber was Ihr tadelt, sind Nebensachen, sind Symptome; die rechten Schäden lasst Ihr unbeachtet. Ihr seht nicht dass schon seit Jahren die deutschen Stämme, der Unterordnung überdrüssig, in der sie sich fühlen, die Rettung in trennenden Richtungen suchen, die Euer Vaterland zu Grunde richten und dass, dieses zu bewirken, das Deutsche sich selbst im altdänischen Schleswig stark befestigt, consolidirt und mit ihm nach Trennung, Auflösung trachtet. Versäumt doch nicht den tödtlichen Auflösungsstoff aus dem eigenen Staatskörper auszuschneiden, indess Ihr an der Entfernung der begleitenden Leiden arbeitet.“ Diese Rede wurde begierig aufgefasst; jedoch nicht mit der Wärme eines aufrichtigen Gemüths, sondern als politischer Hebel und als Mittel zur Anregung eines politischen Eifers für das bedrohte dänische Vaterland. Statt die Opposition selbst in die Richtung eines patriotischen, praktisch begründeten Strebens zu leiten, ergriff diese exclusive Partei nur die Gelegenheit diesen neuen, reellen Stoff in ihre Strömung hinüberzuführen und sich einen neuen Kanal zu bilden, durch welchen ihr die öffentliche Meinung zuflösse. Die Schleswig-Holsteinische Frage ward mithin von *Orla Lehmann* und von denen die im „Fädreland“ ihr Organ fanden, im Sinne des schon längst entwickelten Gefühls der drei stammverwandten Völker unter einander erfasst und ausgebeutet.

Hinsichtlich Holsteins wurde die Abstossung des Deutschen, hinsichtlich Schleswigs die Redanisirung beliebt. Die also entstehende Verhunzung der Frage und Verwirrung der Dinge lässt sich denken. Indess war sie bei aller Einseitigkeit dennoch vielleicht nothwendig, um die bessere, gerechte Sache zu retten und die schlafrunkene, gedankenlose Stimmung des dänischen Volks zu stören; denn obgleich die Staatseinheitsfrage zunächst eine politische Staatsfrage war, und die Nothwendigkeit heilender Bestrebungen der Regierung selbst deutlich vorlag und klar sein konnte, so war die Umgebung des seligen Königs doch zu befangen und unzureichend, als dass auch nur das Nothwendige von ihr beachtet worden wäre oder werden können. Mithin mussten die also verwaiseten Ansichten einen andern Ausweg suchen, und sie fanden ihn in dem damals erwachenden nationalen Eifer. Unter der f. selbsturtheilenden Regierung, der die Fähigkeit genügender Einsicht und Unterscheidung des Rechten nicht abging, liess sich eine geläuterte Staatseinheitstheorie nebst entsprechender Reform denken und geltend machen. Es galt nur die langentwöhnte Gedankenreihe rein, wahr, kräftig, bestimmt zu entwickeln und zu begründen; dann aber die auf Irrwege gerathene Kraft der Nation von dem magischen Zauber des hypokriten Anscheins und Missbrauchs zu befreien, jede Nachgiebigkeit gegen die einseitig ausgeartete Opposition sorgfältig zu vermeiden und die öffentliche Meinung wieder in die rechte Bahn und Schranken zu bringen. So geschah es zum Theil; zum Theil kann es noch geschehen. Die irregeleitete Opposition ist schrittweise gezwungen worden ihre unhaltbaren Positionen aufzugeben und die Posten wieder einzuziehen, die sie, vom Feldlager des Skandinavismus aus, auf das ihr fremde Gebiet vorge-schoben hatte. Sie bemüht sich in dieser Richtung einen Anschein billiger Mässigung zu gewinnen und den Realitätsfragen

sich zuzuwenden. Diese Moderation war der Zweck, vielleicht auch die Frucht meiner mehrfachen dänischen politischen Schriftstellerei, die sich die doppelte Aufgabe stellte beide Extreme zu überzeugen, die Organe der Regierung über ihr Recht und die Evidenz der höhern Staatszwecke zu verständigen und die skandinavische Opposition zu nöthigen der mit Besonnenheit, Weisheit und Gerechtigkeit ausübenden Competenz der Regierung Geltung und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Hauptschwierigkeit, die grosse Aufgabe hiebei war und ist: die bereits besprochene moderat-nationale, liberale Partei mit der Regierung zu versöhnen, insofern diese entschlossen ist eine neue rationell-nationale Richtung einzuschlagen und jedenfalls das Rechte zu thun, wenn auch eine scheinbare Coincidenz mit den Parteipostulaten der Exaltirten, durch Herbeiführung des Anscheins einer nicht wirklichen Nachgiebigkeit, die Schritte derselben erschwerete. Wir haben die vertrauenslose, schweigsame Stellung der nationalen Partei bereits beleuchtet, und wir finden es in der Ordnung dass die Regierung derselben die fehlende Bürgschaft für die Befestigung eines vernünftigen Systems und für die Befolgung guter Grundsätze in ungewisser Zukunft leiste. So lange dies nicht geschieht traut dieser geistige Kern des Volks, mit *Schou* und *Clausen* an der Spitze, der Sache selbst und der Zukunft nicht. So lange solche Gewährleistung nicht erfolgt, zu welcher die kleine Schrift: „Dännemarks Entweder — Oder“ eine stark vorgetragene Aufforderung enthält, wird die nationale, weit verzweigte Partei in ihrer schweigsamen und beschwerenden Opposition verharren und den Untergrund für die exaltirte skandinavische Partei abgeben, welche unter obwaltenden Umständen für geeignet gehalten wird jener die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Die Nationalen wollen den Skandinavismus zwar nicht als Zweck, wohl

aber als Mittel. Ohne diese stille und indirecte Beihülfe würde die exaltirte Parteiansicht schon längst ihr politisches Gewicht ganz verloren haben. Da indess die Nationalen, und wer sonst im Volke nach Reform strebt, und nicht selbst die Opposition bilden will, in der skandinavischen Partei eine respektable, offene, unermüdliche, entschiedene, kräftige, talentvolle Opposition sieht, die zugleich für die Nationalität Dännemarks streitet und das Vertrauen zu denselben Männern untergräbt, über deren zusagenden Fortschritt sie in Zweifel ist, so lässt es sich nicht verkennen dass, wie gering auch die politische Bedeutung des Skandinavismus für Europa ist, selber doch im dänischen Staate selbst von grossem Einfluss und Gewicht sein kann und bleiben wird, bis die Regierung diejenigen Grundsätze proklamirt und verfassungsmässig unerschütterlich macht, die man in socialer, moralischer und politischer Rücksicht für die Lebensbedingungen des Staats und Volks ansieht. Die ganze Stärke der exaltirten Partei hat daher einen negativen Anstrich und beruht auf einer Adhäsion, auf einem Einverständniss mit denjenigen, die ihr eigentlich gar nicht angehören. Indem die Partei sich zum Verfechter der Emancipation des Festeguts, der bauerlichen Abhängigkeit und Eigenthumslosigkeit des Bauernstandes macht, rüstet sie sich mit dessen ganzer Kraft und entzieht der Regierung eine Schwerkraft, die ihr zur Seite stehen könnte und sollte. Indem sie sich an die Spitze der skandinavischen Gesellschaft stellt, rüstet sie sich mit der geistigen Grösse aller Intelligenzen, die auch nur in moderater Weise zu der lobenswerthen Eini- gung der nordischen Stammvölker sich hinneigen, der Männer, die dem politischen Skandinavismus eigentlich abhold sind, der *Tryde*, *Madvig* und andere die zu gescheut sind das Positive zu übersehen. Hiegegen ist kein wirk- sames Mittel zu finden als dass die Regierung selbst sich

das wirklich Gute, Tüchtige und Wahre aneigne, dessen Anschein die Partei mit den Bessergesinnten verbindet, und dass sie hierin durch das dumme Geschrei, dass dies eine Concession sei, sich nicht irre machen lasse. Es wäre dies grade als ob man eine weise Ökonomie aufgeben wollte weil die Opposition über Vergeudung klagt. Die Partei benutzt in gleicher Weise das Gewicht der ausgebreiteten Gesellschaft für die freie Presse, die im Ganzen durchaus dem Fanatismus der Partei nicht huldigt. Aber da diese Partei sich mit dem Streben für die Erhaltung der geistigen Freiheit, von der sie doch so weit entfernt ist, brüstet, und sich als Martyr derselben darstellt, so ist auch hier dieselbe Verwechslung eingetreten, welche in allen andern Richtungen der Regierung die Kraft entzieht, die ihr gebührt. Jedermann sieht ein und fühlt dass eine im Sinne der Partei eingerichtete Regierung Volk und Land leicht der Anarchie und Verwüstung, der materiellen und geistigen Auflösung Preis geben würde. Dennoch geschieht hier dasselbe was im Grossen in Frankreich geschah. Man fühlt eine so starke Abneigung gegen das blos formelle Leben, dass jede Störung desselben, mag sie auch noch so gefährlich und unsicher sein, vorgezogen wird. So herrlich daher die Situation Dännemarks von der einen Seite ist und werden kann, so furchtbar ist sie von der andern, und insofern ist es wirklich die Zeit des politischen „Entweder — Oder“, der nothwendigen Alternative und Wahl. Meine Überzeugung ist es dass das geistige Bewusstsein, oder der geistige Realitätstrieb, im Gemüthe der einflussreichen Männer im Ganzen noch auf einer so schwankenden, durch materielle Interessen und Egoismus niedergedrückten Stufe steht, dass die Hoffnung der bessern Entwicklung, auf rationellem Wege, etwas prekair ist. Die mit dem Selbstgefühl wachsende Selbstsucht äussert sich zugleich als Missgunst, Neid, Sucht zur Verläumdung, welche die

feinere Zartheit des Herzens verstockt und die Besserung und Aufweckung schwer gemacht hat. Man hört nicht und denkt nicht, weil die Wahrheit an sich diejenigen regungslos lässt, welche von sich selbst eingenommen sind und nur für ihre eigenen kleinlichen Angelegenheiten, Interessen und Leidenschaften rechten Sinn haben. Auch erkennt man es nicht dass Eitelkeit, Sucht sich geltend zu machen, politische Heuchelei und Gewinnsucht vorherrschend sind. Bei aller scheinbaren Bewegung, welche Lärm genug macht, ist der moralische Stumpsinn nicht allein in der Menge, sondern in den höherstehenden Regionen das begünstigende Moment. Weder Vertrauen noch Toleranz findet recht statt, und nicht einmal Prüfung und Nachdenken. Es fragt sich nur wie ausgedehnt, tief wurzelnd, hartnäckig das Uebel sei. Hierüber wage ich, wenigstens für jetzt nicht zu entscheiden und begnüge mich, nachdem ich die Übereinstimmung mit der überher die Civilisation der Welt umgebenden Atmosphäre angedeutet habe, einige Fingerzeige über die besonders hier einwirkenden Ursachen Ihnen mitgetheilt zu haben.

Nöthig aber wird es sein auf unser eigentliches Thema zurückzukommen. Indem ich die Ausartung des Nativismus in eine politische Partei nachgewiesen habe, müssen wir ihre schriftstellerischen Leistungen in Betracht ziehen. Diese beschränken sich meist auf die Herausgabe des Blatts „Fädreland“ und der Reden, die bei Festen, Zusammenkünften und sonstigen Gelegenheiten gehalten werden. Als Seele der Partei und als ihr Redner ist *Orla Lehmann* hervortretend. Erlauben Sie dass ich über den Charakter eines Mannes schweige, der schon als Jüngling sich den Strömungen des öffentlichen Lebens hingegeben hat und nur unter ihrem Einfluss aufgewachsen ist und Früchte des Samens trägt, der in den Stürmen jenes Lebens ihm zugeführt wor-

den. Sie begreifen dass sein Schicksal und Wirken ganz von jenen Strömungen abhängt und dass, so lange diesen kein organisches Lebensprincip entgegentritt, über den Erfolg mit keiner Wahrscheinlichkeit geurtheilt werden kann. So lange fixe Luft da ist füllt und hebt der Ballon sich leicht und schwellt zu ungemeiner Grösse in ungemessener Höhe. Wird die Entwicklungswerkstätte ihm genommen, so schrumpft er zerknittert ein. Die Naturkraft, das Genie kann man in ihm ehren und lieben, ohne seine Richtung, sein Wirken zu billigen. Da jedoch die bezeichneten Strömungen fort dauern so empfehle ich ihn Ihrer aufmerksamen Beobachtung. Das wirksamste Organ für die skandinavische Ansicht und für das ged. Blatt ist der talentvolle, derbe, tüchtige Candidat *Ploug*. Es ist noch Niemanden, von denen die ihn kennen, eingefallen die *bona fides*, den redlichen ernstesten Willen, das natürlich gute Gemüth dieses noch jungen Mannes in Zweifel zu ziehen und, wenn man bedenkt dass sein älterer Genosse in der Herausgabe, der biedere *Giödwad*, nach dem Urtheil derer, die hierüber urtheilen können, ihn an Gemüth ebenso sehr als an Erfahrung und Jahren überragt, so verdient die Erscheinung allerdings eine nähere Erwägung, wie die Organe und Träger einer Richtung, die wir in ihrer Ausartung geschildert haben, so achtungswerth sein können, dass dadurch auch ein Glanz auf die Sache selbst fallen muss, die zugleich von ihnen mit so grossem Talent vertreten wird; noch mehr aber wie sie mit dem, was ihre Richtung ganz gegentheilig manifestirt, mit den *Dreusen* und *Cons.* und selbst mit den *Grundtvig*, *Barfod* u. a. anscheinend so wesentlich harmoniren können? Die Auflösung dieses Problems liegt dennoch sehr nahe und wir könnten schon einen nicht undeutlichen Fingerzeig dadurch geben dass die ihnen entgegengesetzten Persönlichkeiten, z. B. namentlich *Örsted*, als Menschen oft einen so

hohen Rang einnehmen, ein so hohes Lob verdienen, obgleich man ihr öffentliches Wirken einer scharfen Kritik zu unterwerfen nicht ansteht. Man kann also den Menschen mannigfach im Parteimanne ehren und das System, dem er dient, doch für verderblich ansehen. Wie viele edle Gemüther giebt es nicht unter den Papisten und selbst unter den protest. Solafedisten u. Hochkirchenmännern? In Ländern, wo die politischen Nüancen sich stärker aussprechen, ist man auch schon über den Fehlgriff persönlicher Verdammungsurtheile wegen abweichender Ansichten weit hinaus, ohne es sich jedoch zu versagen auch über den humanen Werth der öffentlichen Charaktere ein Urtheil zu fällen, wenn Elemente dafür vorhanden sind. Das Unrichtige liegt aber in der blinden Verwechselung, — im Urtheile bloß in Folge Parteieifer. Hierin aber versehen sich grade jene Männer die dem Nativismus huldigen um so mehr, da sie die Forderung begeisterten Gefühls durch den eigenen Enthusiasmus zu rechtfertigen sich gemüßigt sehen. Jedes einseitige starre Anhängen an Lehrsätzen, Ansichten, Systemen, jeder politische und sonstige Glaube macht diejenigen, die sich der bis zum Grunde durchdringenden Kritik, als einer zu schweren und ernsten Lebens- und Geistesanstrengung entziehen, blind und eifrig. Die Anhänger solcher Doctrinen und Meinungen werden ganz einfach Werkzeuge, Knechte des Geistes (oder Dämons) der durch sie spricht, der in ihnen sich offenbart und sich ihrer bemächtigt hat. Ihre Überzeugung ist eine Strömung, über welche sich zu erheben und zu urtheilen sie selbst auch gar nicht mehr Vermögens sind. Die Werke, die der Geist, — oder Dämon — befiehlt, vollbringt man, weil man mit der Freiheit, die man hatte, sich verknechtet hat, und die Dienstbarkeit wird zur Tugend, zum Verdienst. Man sieht dies deutlich an den sogenannten Orthodoxen,

Symbololatrien, Conformisten, Liturgomanen und Fanatikern aller Art. Alle malen sich was sehr schönes vor und reden sich ein dass der liebe Herrgott ohne ihre Intervention jämmerlich in Noth gerathen würde. Die Nativisten wissen von der Geistesfreiheit in ihrer jeweiligen Exaltation grade ebensoviel wie jene und suchen sich mit ähnlichen schönen Vorwänden zu rechtfertigen. Der Mangel an Kritik führt sie aber ebensoweit vom Ziele und, dem Erfolge nach, ist es fast einerlei ob man fanatisch für Freiheit schwärmt, oder ob man für Knechtschaft, passiven Gehorsam, blinden Glauben u. dgl. glüht. Wie lässt sich der Name liberal auf solche Tendenzen anwenden? Die wahre Freiheit findet sich nur in der Moderation, im Gleichgewicht, in der Toleranz und Unparteilichkeit und die wahre Prüfung, ob die Geister aus Gott sind, fordert eine vorurtheilslose Besonnenheit. Wohl aber ist der Irrthum, der Fehlgriff bei dem einen mehr zu entschuldigen als bei dem andern. Bei den Nativisten aber giebt das Bewusstsein des Strebens, welches, von guten natürlichen Gefühlen ausgehend, recht auf menschlichem Gebiete zu bleiben wähnt, eine leichter zu entschuldigende Illusion ab. In ihrer Starrheit sind sie den Bonapartisten Frankreichs zu vergleichen. Sehen wir nun näher nach wie die Sache sich praktisch eigentlich macht und verhält.

Über die Hauptaufgabe jeder Regierung kann der Nachdenkende nicht in Zweifel sein. Fürs erste hat sie, als ein rein äusseres, positives Institut, es nur mit der äussern Seite des menschlichen Daseins zu thun. Wenn gleich die bürgerliche Gesellschaft, wie der einzelne Mensch, der Träger und Offenbarer eines innern Daseins ist, so hat doch deren Regierung hinsichtlich des innern Lebens der Glieder der Gesellschaft verhältnissmässig nur gleichartige Pflichten wie der einzelne Mensch, der auch nach Kraft und Beruf um das innere Dasein seiner Mitbrüder sich zu kümmern ver-

pflichtet ist, nemlich durch gutes Beispiel, Lehre, Ermahnung, Hülfe, väterliche Fürsorge für die, die sich selbst nicht helfen können, also durch mehr oder weniger grossartige Einwirkung auf eine schon vorhandene, oder auf eine erst zu entwickelnde, und in ihrem Wirken zu respectirende Freiheit. Der Unterschied liegt nur in dem grössern Umfange der Macht und des Einflusses, welcher sich zu einer corporativen Einheit und Geschlossenheit aller Glieder der Regierung mitunter colossal ausbildet. Zweitens ist das was der Gegenstand der Pflichten und auch des Berufs einer Regierung in dem äussern Dasein ist, zunächst eine gewisse Ordnung, ein zu erhaltendes Gleichgewicht, welches wieder die Basis des freien Handelns ist. Folglich ist Freiheit, infolge Gleichgewicht und Ordnung, der Zweck des Regierens, wobei es allerdings in Betracht kommt dass dies Alles doch nur als Bedingung des innern Daseins Werth und Bedeutung hat; und da dieses wiederum in einem innern Gleichgewicht, einer höhern Ordnung, und demgemässen Freiheit besteht, so begreift man leicht dass der nächste Zweck der Regierung: die Erhaltung ordnungsgemässer Freiheit im Äussern, dennoch stets ein höheres Ziel hat, welches wiederum in einer höhern Freiheit besteht. Ich lege einiges besonderes Gewicht auf diese einfachen Begriffe und Wahrheiten, weil ich schon bemerklich gemacht habe dass die Verkennung des Freiheitsbegriffs grade in dem Kreise, den wir betrachten, vorherrscht, und wir uns über diese Verkennung erheben müssen. Die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit fällt also zusammen mit der Erhaltung einer dieselbe bedingenden Ordnung und eines sie wirksam machenden Gleichgewichts. Das Verlangen nach Freiheit über das Maas der sie bedingenden Ordnung hinaus, zerstört die Freiheit. Andererseits muss die Forderung einer Ordnung ohne Freiheitszweck, ohne Werthhaltung und Berücksichtigung der

Freiheit, die das Lebensprincip der Ordnung ist, als Leerheit, als eine Form ohne Wesen und Gehalt erscheinen. Das Gleichgewicht ist der Zustand, die Ordnung ist die Form, die Freiheit das Leben des äussern Daseins: die aus dem Gebrauch der Freiheit und aus der Erhaltung der Ordnung und des Gleichgewichts entstehenden Lebensäusserungen, Verrichtungen und Pflichten können nun sehr verschieden, voll- und unvollkommener ausgeführt und wahrgenommen werden. An sich bildet die Vorstellung davon sich zum Ideal, welches aus der Wahrnehmung des Höhern urständet und aus dem Widerschein der Strahlen des innern Lebens entspringt. Es entsteht allseits mithin ein Nachdenken, ein Vorstellen und Urtheilen, eine Kritik darüber, wie jeder seine Rolle ausführt, und selbst die Linie, *ultra, citraque quam non potest consistere rectum*, wird sehr verschieden aufgefasst und gezogen. Das öffentliche Urtheil, die Theilnahme der Einzelnen am Denken im Ganzen ist die, das Begründen des Innern, und dann des Äussern aus dem Innern, vermittelnde Operation, und auch diese kann mehr oder weniger vollkommen ausgeführt werden. Ihr Organ ist die Presse. Je mächtiger eine Gewalt ist und je gewaltiger eine Macht, destomehr wird sie geneigt sein durch den Gebrauch äusserer Mittel auf die Wirksamkeit des Innern der Gesellschaft Einfluss und Zwang zu üben und ihre Vorstellung hierüber, als mit dem wirklichen Ideale stimmend oder ihm sich nähernd, der Gesellschaft zu imponiren. *Stat pro ratione voluntas vel potestas*. Die Macht ist stets der Versuchung unterworfen das, was mit der sie beherrschenden Vorstellung nicht stimmt, als eine Störung des ihr genehmen und zusagenden Gleichgewichts anzusehen, es zu reprimiren, zu verwerfen und somit die Ordnung selbst durch anarchische Gedanken und Umtriebe gefährdet anzusehen. Ein rechtes Urtheil über das gerechte Maas lässt sich nicht

begründen ohne die Ordnung zugleich in ihrer Erscheinung als ein Positives, in ihrem Werden als das geschichtlich Begründete (historisches Recht) und in ihren höheren Zwecken, als Vernunft mit bildenden Lebensprinzipien und Grundsätzen (rationelles Erkennen und Wirken, Naturrecht, rationelle Politik) zu erfassen. Hier genügt es auf den Hauptpunkt hinzuweisen, nemlich dass die factische, nicht auf dem Wege der Freiheit selbst eintretende Veränderung des bestehenden Gleichgewichts und der Ordnung, und nur diese thatsächliche Verletzung and Gefährdung, als unbefugter Eingriff, namentlich von der Regierung, abgewiesen werden soll und darf, als welche die Wage in Händen hat und der Freiheit durch Erhaltung der gesetzmässigen Ordnung dient. Zu diesem Behufe ist ihr eine äussere Gewalt verliehen, welche jedoch nur den wirklichen Bruch des bestehenden Friedens abwehrt, nicht aber in das Spiel der innern Lebenskräfte einzugreifen anders befugt ist, als es jedermann überhaupt ist. Die Vorsehung lässt, um diese Gleichheit innerer Competenz augenscheinlich zu machen, oft einzelne private Individuen ebensoviel wirken wie viele Regierungen. Ein *O'Connell*, ein Pater *Matthew* thut und wirkt mehr als viele Souveraine. Die Verkennung der bloss äussern Competenz der Regierungsmacht, die Zurückweisung des Übergriffs allerseits, die Ermittelung des klaren Bewusstseins über das *suum*, *cuique tribuendum*, ist die Geschichte des Volks und Völkerlebens. Daher der Streit der Parteien, der Kammern, der Stände, der Minister und Regierungsmänner, welcher zuweilen sehr ernst, zuweilen possirlich, jedoch meist etwas langweilig ist, weil Wahrheit, Klarheit, Aufrichtigkeit, Logik in so dürftigem Maasse den keifenden Geistern einwohnen und die *verba altisonantia* das Tympanum negerartig ermüden. Sehen wir nun, wie sich die Sache hier macht.

Kein menschliches Thun ist vollkommen, und namentlich macht die vergangene dänische Regierungsperiode hievon keine Ausnahme. Die Präntion der Vollkommenheit ist nur in spätern, apokryphen, wenig durchdringenden Richtungen eingeschlichen. Einige gescheute Rathgeber der Krone theilen sie wenigstens nicht. Die Volksmasse, selbst in ihren intelligenten Höhepunkten, war lange, und ist zum Theil noch, unter dem Wasserpass. Die sich bildende Kritik der Zustände hatte ein weites Feld und fühlte sich, auch mit schwachen Kräften, sehr stark. Je weniger man aber an freies und solides Nachdenken gewöhnt war, desto leichter und grösser war der Beifall, desto stärker das dadurch erwachte oppositionelle Bewusstsein. Die Specialgeschichte hievon geht uns hier nicht an, sondern nur das Resultat. So wie aber die holsteinische Opposition sich, von den Höhepunkten ausgehend, schon seit 1806 — und vielleicht früher — dahin ausbildete, dass man die bestehende gesellschaftliche Problemlösung ganz aufgeben und sich nach einer andern umsehen müsse (Trennungstendenz), jedoch, da man es mit einem „Bestehenden“ zu thun habe, vorsichtig, langsam, unterminirend zu Werke gehen, erst eine Macht im Volke, in der Politik, in den Umständen gewinnen, den Rechtsbestand in seiner äussern Quelle (dem historischen Rechte) alteriren und aufheben müsse, (Privilegienbehauptung, Wahlcapitulation von 1460, von den maskirten Opponenten, die unter der Firma des Rechts die Ordnung umgestalten wollen, als noch zu Recht bestehende Ordnung gelehrt), so ging die dänische Opposition dagegen von der Journalistik aus, nicht von Parteien, die sich der Blätter bedienten, sondern von Blättern, die sich selbst einen Anhang bildeten, und die, von Rüge zu Rüge steigend, die bestehende Ordnung für unhaltbar, den ganzen Regierungsorganismus für verwerflich hielten. Und, wie die holsteinische Opposition von

der Regierung für inadmissibel hätte erkannt werden sollen, jedoch, da sie die Personen respectirte und gleichsam in dieselben einfluss, der Verwerfung stets entging, so musste die kritisirende dänische Opposition grade durch ihre gegentheilige, übel verhaltene Verwerfung der Personen, auch das Verfahren der Regierung nothwendig hervorrufen, welches einem *ôte toi, que je m'y mette* durch entschiedene Feindseligkeit und Verwerfung begegnete. Die Opposition also, statt im warmen Gefühl der Vaterlandsliebe mit moralischem Fond zu kritisiren und die Wege mit Moderation zu beleuchten, durch welche man zum Bessern gelangen könne, gab nicht übel zu verstehen „hier sei an keine Besserung zu denken, sondern das Übel lieber ganz auszuschneiden“. Welche Überzeugung man nun aber auch haben möge, so darf man doch die Entschiedenheit des Urtheils nicht bis zur Tilgung alles Vertrauens, nicht bis zum Abschneiden aller Verständigung, aller Besserung treiben, am allerwenigsten wenn man solchen Kräften gegenübersteht, wie die, welche die Regierung ihren Feinden entgegenstellen kann. Durch ihre absolute, feindliche Richtung hat diese dänische Oppositions-Richtung sich wirklich inadmissibel gemacht und denjenigen Parteifanatismus sich angeeignet, welcher der Verständigung unzugänglich ist und in dem *aut*, — *aut* soweit gehen muss, dass der Untergang des Bestehenden ihm gleichgültig wird. Daher steht diese entschiedene Opposition nicht an, eine neue skandinavische Staatsformation zu bezwecken, zwei selbstständige, ganz von Dännemark getrennte Reiche nach ihrem dänischen oppositionellen Sinne umgestalten und mit den Resten ihres Vaterlandes verschmelzen zu wollen, nachdem die geeigneten Theile, die deutsche Schwerkraft mit der aus ihr entsprungenen Dynastie, ausgemerzt worden. Dass die Staatsmacht, welche mit der Aufrechthaltung des äussern Gleichgewichts

und der Staatsordnung beamtet ist, diese Umkehrung und Neugestaltung, die ihre eigene Existenz bedroht, für ganz unstatthaft halten und als solche behandeln müsse, ist klar. Man hat frivol von einem *despotisme tempéré par l'assassinat* und von einem *gouvernement personnel tempéré par le bannissement* gewitzelt; aber von einer absoluten Gewalt, welche durch blosse Chimären ins Joch gespannt wird, hat man keinen Begriff. Trotz aller Gerechtigkeit, welche man dem Charakter der beiden vorgedachten Männer so gern widerfahren lässt, und welche ich hier auszusprechen um so mehr veranlasst bin, da sie mir die Ehre angethan haben mich in den Kreis ihrer Polemik hineinzuziehen, steht es völlig fest dass auch sie die Fehler der Partei theilen, deren Organ sie sind. Sie verwerfen die bestehende Ordnung statt sie zu überzeugen und zu bessern; sie entsagen jedem Vertrauen, jeder humanen Würdigung dessen was ihnen entgegensteht; sie verarbeiten die Mängel ihrer Gegner zu Gährstoffen, welche Unfrieden bereiten sollen; sie benutzen das Gute, was sie unstreitig in manchen Richtungen wollen und erkennen, zu Waffen gegen ihre Feinde; sie beachten die Lebensbedingungen des Staats, der bürgerlichen Gesellschaft, der sie angehören, nicht, sondern nur die Bedingungen der Chimäre, welche sie an die Stelle des Bestandes setzen wollen; sie verachten ihre Feinde und treten also die Humanität mit Füßen; selbst wollen sie blind was sie wollen und sagen mit dem Worte Gottes: wer nicht mit mir ist, ist wider mich. Lernen, sich überzeugen lassen, wird ausgeschlossen und so wird das reelle Facit ein Koteribestreben nach inspidem Parteifanatismus. Wenn dies nicht unpraktisch ist, was soll den unpraktisch sein?

Die dritte Ansicht, die communistische, hauptsächlich vertreten durch *Grüne*, einem Manne, dessen persönlich respektable Gesinnung auch nicht zu bezweifeln ist, dem

Herausgeber der „Kiöbenhavnspost“, demnächst durch den Herausgeber des „Freisinnigen“, *Claudius Rosenhof*, der jedoch mehr durch seine Poesien als durch seine Raisonnements wirkt, und durch andere secundäre Organe, hat im Anfange derselben Opposition angehört, deren scharfen, kritisirenden Charakter wir bereits bezeichnet haben. Jener muss jedoch einen weit billigern, humanern Sinn besessen haben, als seine talentvollen Genossen, einen Sinn, welcher von der Bahn gesunder, schlichter Auffassung und des natürlichen Menschenverstandes nicht so leicht abzubringen war. Es ist gewiss dass die Rodomontaden der Nativisten wider Deutschland, ähnlich denen der Deutschthümer wider die Franzosen, dieser exaltirte Kultus der skandinavischen Natur, deren Karrikaturen das „Fädreland“ cajolirt, (man denke an *Grundtvig*, *Barfod* u. Cons.) dem gesunden Sinne *Grünes* ganz ungeniessbar wurden. Ob er darin Recht hat dass der Fanatismus dieser Leute Schuld an den geringen Fortschritten in allen wichtigen Fragen sei, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Es ist ein Thema, welches er selbst weiter auszuführen berufen ist. Dass aber die communistische Färbung seinen Darstellungen keinen richtigen Ton verleiht, wird zu leicht klar als dass wir dabei verweilen sollten. Styl und Darstellung leiden ebenso sehr darunter, als die Überzeugung, welche ohne Begründung auf dunkeln Nebeln schwebt. Der Communismus hat seine Berechtigung als Reizmittel für den vorstehenden Humanitätssinn derjenigen, welche die Dispensatoren der irdischen Glücksgüter sind. Als System thut er der Natur der Dinge Gewalt an und trägt ein, wenn auch vom höchsten Standpunkt verzeihliches, doch stets unrechtes Murren wider die Vorsehung auf die Menschen über, die wegen der grossen, ihnen zugefallenen Macht allerdings auch grosse Pflichten haben, jedoch selten beneidenswerth sind. Unsere

irdischeu Zustände tragen das Gepräge der Unvollkommenheit, und selbst der Unerträglichkeit, stark an sich. Die Besserung kann jedoch nur nach und nach und auf dem Wege des freien Willens erfolgen, der auch bei den Mächtigen zu respectiren ist. Übrigens dient es sowohl dem Leiter dieses einen Volksblatts, wie mehreren andern Genossen desselben zum grossen Lobe dass sie dem doctrinairen Fanatismus in ihrer Sphäre sich nicht ergeben haben. Dennoch erhält ihr Blick etwas Begränztes, welches sie wenig geschickt macht das Volk geistig anzuwecken und zu nähren. Sie haben weder das Leben noch die Lehre allseitig aufgefasst und fällen daher stets nur relativ zutreffende Urtheile. Die Schwächen der officiellen Weisheit und Politik sind die Hauptstärke der Opposition, welche nur dann im Publikum rechten Eingang findet wenn unzulässige Fehlgriffe von Beamten und Autoritäten mit Wärme gerügt, und unhaltbare Grundsätze klar aufgedeckt werden. Die Partie wird dadurch zwar ungleich; denn die Schwächen der Journalistik und Opposition können nicht die Stärke der Regierung hauptsächlich ausmachen. Dennoch will man sie sich vermeintlich zu nutze machen, indem man nicht leicht eine Gelegenheit vorbeigehn lässt einen Journalisten unter dem Gewichte eines Tendenzprocesses zu erdrücken sobald seine Ausdrücke im mindesten den Schein eines Anlasses dazu darbieten. Die Irrthümer der Journalisten, wie die der öffentlichen Meinung, widerlegt man dadurch im mindesten nicht, sondern man weckt nur eine Theilnahme, welche stark mit Bitterkeit versetzt ist. Man befriedigt ein wenig christliches, und selbst nicht humanes *rancune*-Gefühl, welches wiederum eine Schwäche ist, die Blößen giebt. Wie oft und doch vergeblich sind die goldnen Worte des edeln *Tacitus* wiederholt worden: *punitis ingeniis gliscit auctoritas*. So verliert man die Herzen ohne die Geister zu gewinnen. Die Theil-

name der Dänen für die Oppositionspresse, die Ursache, weshalb der denkende Theil des Publikums sie nicht mit ihren grossartigen Irrthümern und Fehlgriffen in Stich lässt, ist zum Theil in jenem Martyrthum zu suchen, welches wohlgeschaffene, freie Seelen im höchsten Grade für den Verfolgten und Unterdrückten mit Hinneigung erfüllt und die bessern Gemüther denen abwendig macht, welche das Gleichgewicht der moralischen Welt durch Einbrüche der äussern Macht stören und verletzen. Daher setzt *Tacitus* obiger Mahnung hinzu: *neque aliud, qui sævitia usi sunt, nisi dedecus sibi, atque illis gloriam peperere.* Männern von ernster Ausdauer und dänischem Gemüth, wie z. B. *Grüne*, sollte die Regierung hochsinnig unter die Arme greifen und ihre Missgriffe mit Schonung übersehen, ihnen dadurch den eindringlichsten Beweis gebend, dass man die Würde seiner höhern Stelle begriffen habe und diejenige Humanität wirklich besitze, deren behaupteter Mangel das Fundament der Stärke der Opposition ist. Welch tiefes Bedauern würde dagegen den Vaterlandsfreund ergreifen wenn er die Summen vergeblich an unberufene *laudatores* vergeuden sähe, die der nützlichen Geistesentwicklung entzogen werden! Es bleibt hier ein Stoff nach, der von dem Korsaren so ausgebeutet wird, dass keine Realität dagegen Stand hält, sondern das ganze Leben sich in den Dunst der Ironie und in ein Charivari auflöst, welches mit dem Lebenston der Gesellschaft in Harmonie zu bringen völlig unmöglich ist. Dass diese Art der Geistesauflösung mit den Bedingungen gesunden Staatslebens unvereinbar ist, habe ich in einer kleinen Schrift über das im vorigen Jahre projectirte neue Pressgesetz nachzuweisen versucht, einer Schrift die Niemanden gerecht war, vielleicht weil sie nur die Sache selbst vor Augen hatte. Es geht daraus hervor dass die gegenwärtige Periode einer Erwägung vernünftiger Grundlagen und Grenzen einer freien

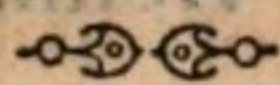
Presse in Dännemark nicht geneigt, auch nicht recht gewachsen ist, dass vielmehr Vorstellungen des Eigenwillens und des Eigenwahns einer- wie andererseits vorherrschen.

Unter solchen Umständen von der nicht freien Presse und insbesondere von dem für Dännemark colossalen Berlingschen Blatte zu reden, welches wie ein tüchtig geschmier-tes Pflaster sich ableitend über die öffentliche Meinung hindeckt, dürfte Ihnen Langeweile verursachen. Ich schliesse daher das ungebührlich lange Schreiben mit dem Wunsche dass die Illusionen, die Vorstellungen von der Gefährlichkeit der dänischen Presse durch meine Darstellung auf ein gewisses billiges Maas reducirt werden mögen. Es ist nämlich eine in den höhern Cirkeln sehr verbreitete und tief in manchen, selbst bessern Gemüthern wurzelnde Vorstellung oder Überzeugung, dass die Tagespresse an sich höchst gefährlich, ja ein unzählbarer Feind der Ordnung und der legitimen Gewalt sei, ein Feind, vor welchem diese unvermeidlich erliegen werde und müsse, wenn ihm der Spielraum nicht von vornherein knapp zugemessen und stark beschränkt werde. Ich muss es wiederholen: der Mangel an Weisheit, die Schwächen der Autorität machen hauptsächlich die gefährdende Stärke der Tagespresse aus, deren Gift, wenn es etwa aus schlechten Neigungen hineingebracht würde, an der Wahrheit und Hoheit der gesetzlichen Ordnung oder der Diener der Wahrheit und des Rechts sich unwiderbringlich abstumpft. Man überschätzt die Gefahr der böswilligen Presse in Dännemark *par imitation*, weil die Staatsmänner überher, und namentlich in Deutschland ihr Wesen, ihre Bedeutung durchaus verkennen. Die Presse selbst ist allerdings ein mächtiges Wesen, weil Licht, Nachdenken, Vernunft, Intelligenz, Wahrheit überhaupt Träger der innern Kraft sind, welche sich auch auf die Presse als ihr Organ überträgt; diese Macht binden wollen, heisst die Strahlen

der Sonne einsperren; es heisst Licht wollen ohne Schatten. Man kann sie, wo es Noth thut, in ihrer Wirkung begränzen; aber diese Vorkehrungen und Präservativmittel reichen ebensowenig an die Quelle, als unsere Jalousien und Schirmdächer an die Sonne selbst sich anheften lassen. Nur das die Ordnung thätlich bedrohende Wort heischt Strafe. Der Irrthum kennt kein anderes Heilmittel als Licht, Aufklärung, Wahrheit, und der ewige Vernunftquell selbst, welcher in jede gesunde Seele hineinsprudelt, ist wahrlich noch nicht versiegt. Ich erlaube mir indess noch eine Postscriptbemerkung betreffend den sprachlichen Werth der Oppositions-
 presse. Ihre Darstellungen tragen das Gepräge des Talents und der intellectuellen Bildung in dem Grade an sich, dass sie für das Publikum nicht allein ein Hauptbildungsmittel abgeben, sondern die Sprache selbst mehr oder weniger genöthigt wird sich ihrem Regimente zu fügen. Im Allgemeinen ist hiegegen Nichts einzuwenden; denn ihre Sprachform ist gewählt, reich, rein, logisch, gebildet, jedoch ohne Fortschritt. Im Besonderen darf man dennoch ihre Autorität nicht blind verehren, noch die Freiheit der Sprachbildung durch sie binden lassen. Da diese Organe meist fürs Volk schreiben, so entsteht daher eine gewisse Scheu gegen fremde Ausdrücke, die zur Pedanterie hinabsteigt, und eine, übrigens lobenswerthe Neigung zur Vereinfachung des Ausdrucks und der Schreibweise, welche jedoch nicht immer glücklich und sprachgemäss ist. Sie sagen: warum sollen wir „ordentlich“ schreiben, da wir mit „ordenlich“ auskommen können und sie vergessen dass ihre lieben Brüder jenseits des Sundes sogar „ordéntelig“ sprechen und schreiben. Aus blosser Consequenzmacherei schreiben sie, statt des dänischen „Officeer“, nach dem Französischen, Offici — er (sprich Offisjeer) und vergessen die Kanoniere und Barbieri zu Kanonijeers und Barbjeers zu machen.

Ihre Autorität ist daher, wie es denn auch am besten ist, eine nicht immer haltbare, — und danach mögen Sie sich vorsehen.

NEUNTER BRIEF.



Nordische Sprach- und Alterthumsforschung.

Wenn in keiner der bisher behandelten Materien eine ganz besondere, für Dännemark eigene Geistesrichtung hervortritt, eine Formation, die ihr *pendant* nicht auch fast in jeder bewegten, gebildeten Geistessphäre fände, so ist dagegen das Gebiet des Studiums der Urformen des nordischen Alterthums in Sprache, Sage, Mythe ein ganz besonderes und eigenthümliches, wenn auch nicht grade für Dännemark ausschliesslich, so doch für die Kreise, die am unmittelbarsten mit dem Dänischen zusammenhängen. Es tritt jedoch seit längerer Zeit in Dännemark speciell ein Studium und eine gelehrte Behandlung des originalen Stoffs hervor, welche besondere Beachtung und Achtung verdienen, die auch weder dadurch geschmälert wird dass auch Schweden und Deutsche eine verdienstvolle Theilnahme an demselben Werke zeigen, noch dadurch dass, wie wir schon bemerkten, eine gewisse Prunksucht und Eitelkeit sich hin und wieder einmischt, welche zuweilen mehr Worte macht als weise ist und die dem gelehrten Island und den Vorgängern in der Bearbeitung nicht immer die gebührende Ehre giebt, wenn mit ihren Schätzen die Domspitzen des jetzigen Ruhms vergoldet werden. Doch, da ich hier keine Kritik liefere, sondern nur hervorhebe was zum Verständniss nöthig ist, so lasse ich dieses auf sich beruhen und bemerke nur dass der in den Urschriften am tiefsten bewanderte *Rask*, den

leider ein zu früher Tod seinem so ruhmvollen Wirken entriss, nicht im Mindesten jenen Vorwurf theilt, sondern rein-dänisch, ohne Prätension noch Eitelkeit, als ein Heros dasteht der in seinem Fache Niemand über, auch nicht neben sich hat. Ich erkenne die Mängel dieses an Genie und treuem Fleiss colossalen Meisters der Sprachen überhaupt; denn wo wäre ein im Scientifischen vollendeter Genius zu finden? Seine Fehler gehen uns hier aber nicht an. Dagegen stehe ich nicht an mich zu dem Glauben zu bekennen dass *Rask* allein für den denkenden Forscher der Wahrheit und Menschheit, wäre dieser auch nicht Sprachforscher vom Fach, ein völlig ausreichendes Motiv abgiebt die dänische Sprache zu studiren und aus seinen vielseitigen Forschungen und Arbeiten den rechten Gewinn zu ziehen. Seine Ansicht von der Sprache und ihren logischen und grammatischen Formen, von ihrem Ursprung und ihren Verzweigungen, kurz, von der Sprachgeschichte, ist umfassend, nach Vollständigkeit strebend, gründlich, schlicht, nie oberflächlich und gewagt, zugleich auch geniessbar, verständlich, klar, beobachtend, empirisch und mit einer Erfahrung und Sprachkunde gerüstet, die bisher nirgend vorgekommen ist. Hätte er nur das eine Verdienst einerseits *Petersen*, und so manche Andere, andererseits *Westergaard* hervorgerufen zu haben, so wäre er schon beneidenswerth. Deutschland besitzt die Brüder *Grimm*. Aber steht selbst dem gelehrtesten derselben der indische, der orientalische, kaukasische, russische, finnische Sprachcyklus so zu Gebote wie *Rask*? Hat Jemand, wie er, die einfache praktische Richtung, durch welche alte wie neue Sprachen den Sprachlernenden zugänglich gemacht sind? oder das Verdienst für mehrere Sprachen ein klassisches, unentbehrliches, unversiegbares Fundament abgegeben zu haben? — Von frühern und spätern Compilatoren wollen wir nicht sprechen, wo von For-

schung die Rede ist; *Rask* aber ist einzig; — und wenn nicht des Lebens Mühen und Wirren mein Gemüth einengten, — wenn nicht ein anderer Ruf mich der ruhigen Forschung dieser Art entzöge, ich würde nichts lieber sein und bleiben als ein blosser Schüler *Rasks*, der gewiss ein sicheres umfassendes Fundament für die allgemeine Sprachforschung abgegeben hat. Leider aber ist mir dieser Beruf versagt und ich befasse mich nur als Dilettant mit den materiellen Elementen unsers irdischen Denkens, die doch noch so wenig ans Licht gefördert sind. Wenn ich aber keinen Gelehrten weiss, der zugleich so ächt dänisch ist wie *Rask*, so können Sie sich nicht darüber wundern, wenn ich grade ihn vor Allen hervorhebe. Dänisch, obgleich Isländischen Ursprungs, ist auch *Finn Magnussen*, der treue, fleissige, gelehrte, gründliche Bearbeiter der Mythen des Nordens. Seine Bescheidenheit wäre allerdings, wie die des *Rask*, eins der stärksten Argumente für das nationale Hervortreten jener Kardinaltugend; denn wo die Gelehrten bescheiden sind, darf man um so mehr erwarten dass der Übermuth den Boden noch nicht überwuchert habe. Wir möchten indess den gelehrten braven Reichsarchivar vielmehr für ein Argument ansehen dass eine alte Nationalverbindung zwischen Isländern und Dänen in Blut und Geist besteht, ein Argument welches wenig an Kraft verliert weil ein anderer gelehrter *Dano-Islandicus*, der Magister *Thormund Gudmundsen Repp*, dessen Periode unglücklicherweise mit der des officiellen gelehrten Übermuths in Copenhagen zusammenfiel, der ihn auf die unzulässigste, ungerechteste Weise zurückstiess, gegen das Dänische, dem er doch der Bildung nach so stark angehört, frondirt. Wenn ein Gelehrter von Verdienst von seiner wissenschaftlichen Umgebung verkannt, niedergehalten, misshandelt wird, so ist es natürlich dass ihn ein innerer *dépit* erfasst und dass er

demselben Raum giebt. Denn Liebe ist nur Frucht der Liebe und Pflege. Die bezeichnete Periode dänischer Wissenschaft ist aber eine der traurigsten die ein Volk erleben kann, nämlich die des Nepotismus und Favoritismus, der Gnade und Willkühr auf die geistigen Güter ausgedehnt. Doch, da ich hier keine Kritik schreiben will, so verlasse ich ein fahles, miasmisches Thema, worüber vielleicht demnächst ein eigenes Lied, und kehre zurück zu meinem bi-
 dern *Finn Magnussen*, der die berühmtern dänischen Gelehrten schockweise aufwiegt. Sein Fehler liegt in dem Übergewicht seiner plastisch construirenden Einbildungskraft. Der vorgefassten Meinung giebt diese *potentia conformatrix* einen stets ausreichenden Stoff um Lücken zu ergänzen, Anwendungen zu begründen, Argumente zu erschaffen und zu vernichten. Aber diese Einbildungskraft fiel in einen der Gelehrsamkeit zugewandten und zugleich etwas trocknen und pedantischen Geist. Wäre statt dessen ein poetisches Lebens-*ingenium* die Grundlage seiner Seele gewesen, so würde er ein *Thorwaldsen* geworden sein. So aber wurden Runen und alte Reime sein Stoff und noch der jüngste Vorgang, die Reise der *Finn Magnussen*, *Molbech* und *Forchhammer* nach den *Runamo*-Felsen und deren Frucht, nämlich das *Hildetand* Heldengedicht mit Runen in die Felsen gegraben, giebt uns, durch die spätere Aufklärung, dass die ganze Runenlegende eine Illusion gewesen, einen doppelten Beleg unserer Ansicht, erstlich nämlich von der Plastik beregter und angeregter Phantasie, dann aber des Contrastes zwischen dem bescheidenen *Finn Magnussen* und dem in selbstschätzenden Wahn verstrickten *Molbech*. Denn, so lange man glaubte dass in den Klippen Schonens das alte *Brävalla*-Epos, von dem schon *Saxo* spricht, aufgefunden sei brüstete dieser sich breit mit seinem „gefunden! ich bin der Mann; mein Blick u. s. w.“; nachdem aber die Illu-

sion vermeintlich belegt worden, ist er es, der den ganzen Fehlgriff dem allerdings gelehrtern Confrater zuschiebt und sich selbst weiss brénnt von den Irrthümern, die den grossen Ruf beflecken und lächerlich machen können. Deswegen wollen wir ihn auch weiss brennen von den Tugenden und Verdiensten des Isländers, welcher den Ruhm Islands aus fernster Vorzeit neu gründete. Die grosse Achtung, die ich diesem würdigen Repräsentanten seiner berühmten Ahnen zolle darf mich nicht hindern die Behauptung zu wiederholen, die ich in den Jahren 1827 und 1828 aufstellte, nemlich dass sein ganzes mythisches Erklärungssystem eine Illusion, eine Frucht derselben fruchtbaren Einbildungskraft sei, die die Physiognomie seines Geistes ausmacht. Seine Forschungen sind dennoch nicht minder nützlich, interessant und verdienstvoll. Neben diesen beiden trefflichen Namen tritt eine dritte Celebrität auf, der unermüdliche Sekretair der altnordischen Gesellschaft in Copenhagen, die bekanntlich ihre Fäden und Affiliirten in der ganzen Welt zerstreut auf Thronen und in Pallästen hat. *Rafn* hat Verdienste, die auch u. a. glänzend anerkannt sind, daher wir um so weniger nöthig haben dabei zu verweilen, sondern lieber der zahlreichen Früchte Erwähnung thun, die ein so zusammengewirbeltes und beitragendes Wirken getragen hat. Wird in dieser Weise fortgefahren so kann die Ausbreitung des nordischen Sprach- und Sagastudiums für gesichert angesehen werden; — und, dass ich mich darüber freue, dass ich Ihnen auch den Genuss davon gönne, werden Sie nicht bezweifeln. Sieht man die vielen Bände, die hier in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache erschienen sind, so ist es allerdings ein Contrast trübseligster Art dass in andern Richtungen Koryphäen an Ansehn mit tausenden jährlich *ex publico* seit einem Vierteljahrhundert und länger belohnt werden, express um bald ein Lexikon zu vollenden

(Molbech) bald Manuskripte zu ediren (*Scriptores rerum Danicarum*, ich glaube derselbe Molbech gehört wieder dabei) ohne so viel zu thun, dass es einiger Notiz werth wäre. Diese Phänomene gehören jener Periode an, die wir als charakteristisch für Dännemark bezeichnet haben, und die noch fort dauert. Ich könnte bei dieser Gelegenheit auch noch der Gesellschaft der Wissenschaften Erwähnung thun; doch, da sie in der unverdienten glücklichen Lage ist dass Niemand von ihr spricht, so will ich auch von ihr schweigen. Auch wissen Sie ein für allemal dass ich keine Kritik schreibe. *Absit judicium* sagt man, wenn auch nicht gerne, wo es mit Grund nur *abest judicium* heisst.

Übrigens giebt es noch mehrere grosse wissenschaftliche Vereine in diesem kleinen Reiche, und, nimmt man sie alle zusammen, so giebt es vielleicht ausser Holland kein anderes Volk in Europa, in welchem, im Verhältniss zur Volkszahl, eine so grosse Anzahl von wissenschaftlichen Vereinen sich fände. Viel thun sie indess nicht und erst, um ein Beispiel zu nennen, als vor einigen Jahren der Beschluss vorlag eine längst eingeschlummerte Gesellschaft zur Förderung der dänischen Literatur abzuthun, trat ein neubelebter Eifer infolge der Reaction des verstorbenen *Brøndsted* ein, der, selbst schon lange ausruhend von den Beschwerden seiner vorzeitlichen Griechenlandsreise, das Verdienst sich aneignete den erloschenen Eifer *par opposition* wieder angeregt zu haben. Molbech bemächtigte sich auch dieser Lebensader und benutzte sie zur Herausgabe eines Holberg, was denn jeder Buchhändler auch hätte zur Ausführung bringen können ohne sich anzustrengen. Dagegen hat sich eine historische Gesellschaft, und in ihr wieder Molbech durch Herausgabe eines Bandes *documenta inedita* hervorgethan, der Werthvolles enthält, so wie durch Schriften, die davon zeugen dass der geschichtliche Sinn

wach erhalten wird. Es sind hier in allen Richtungen Elemente vorhanden, die der Belebung in Geist und Wahrheit gewärtig sind. Es kommt vielleicht eine Benutzungszeit und man wird alsdann mit Dank anerkennen dass der Faden der Thätigkeit nicht ganz abgerissen ist und dass Hüllen vorhanden sind, in welche der Geist, der erst kommen soll, sich hineinbegeben kann. Da nun der Gerechtigkeit in allen Stücken gebührende Ehre zu geben ist, so ist zu erwähnen, dass von Molbech nicht allein schon früher reichhaltige Sammlungen von allerhand wichtigen Baustoffen vorliegen, u. a. seine „nordische Zeitschrift für Geschichte, Literatur und Kunst“ von 1827 her, sondern dass er als Sammler, Conservator, Sprach- und Schriftgelehrter, Historiker u. s. w. nicht allein voluminöse, sondern eminente Verdienste hat, die ich hier, neben denen des *Rafn* besonders hervorzuheben um so mehr veranlasst bin, da ich mir allerdings über den Geist des Mannes und den Werth seines Wirkens einige beiläufige, nicht beifällige Winke erlaubt habe, weil sie zur Charakteristik des Zustandes der Literatur unerlässlich waren. Seine Werke enthalten unstreitig reichhaltige Materialien für die literaire und linguistische Forschung. Aber Kalk und Stein allein machen kein Parthenon, und Sie sehen selbst ein dass ich der Prätension und Illusion, dass dem so sei, absolut widerstehen muss. Suchen Sie bei ihm, wie bei dem ehrenwerthen, gelehrten *Nyerup* und seinen Vorgängern jene Materialien; Ihr Suchen wird nicht vergeblich sein.

Wenn ich nun daran erinnere dass *Petersen* einerseits die Forschungen des verdienstvollen, seiner Zeit ehrwürdigen Bischofs von Seeland *Peter Erasmus Müller*, des Nachfolgers des noch gelehrtern, berühmten *Münter*, den man mehr zu den Deutschen als zu den Dänen rechnen muss, jedenfalls aber zu den sehr ehrenwerthen, mit gleichem

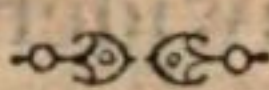
historischen Geiste jetzt fortsetzt und sich dem jüngern *Rask*, dem gelehrten *Rasn* und seinen Genossen anschliesst um die Arbeiten des trefflichen *Rask* fortzuführen, dass andererseits *Westergaard* auf dem klassischen Boden Hinterindiens gleichsam seines Vorgängers Forschungen wiederbelebt und, auf seinem Zuge heim durch den Orient, die Reise *Rask's* noch einmahl gemacht hat, jetzt aber, auf den gemeinsamen Schätzen fussend, ein Licht für Europa geworden ist, welches ihm selbst und seinem Vaterlande einen Ruhm gewähren wird, welcher der Wissenschaft und Erkenntniss aller Art zum Nutzen dient, so ist nichts Übertriebenes in der Erwartung, der Werth dieser dänischen Literatur und Forschung werde auch den Eingang in die Sprache selbst öffnen und es sei die Mühe nicht für vergeblich zu halten, welche durch die dänische Sprache in das Studium der nordischen Sprach- und Alterthumsquellen einführt. Wenn ich nun auch Eingangs habe bemerklich machen müssen dass eine aus dem natürlichen Standpunkt, auf dem die Dänen überher stehen, leicht entstehende Frivolität bei der dänischen studirenden Jugend vorherrschend ward, so wissen wir doch alle dass wenn der Grund gut ist, eine Periode etwas leichtfertigen Ungestüms eine ernste Lebensansicht und Tendenz nicht ausschliesse. Der Holländer pflegt, wenn ein junger Mann seine Tochter freit, zu fragen: *raast hy, of heeft hy geraast?* und wird sehr bedenklich wenn keines von beiden bejaht wird. Die Periode lebhafter Anregung von der man im deutschen Burschenleben ein nur in den Excessen verwerfliches Beispiel hat, kann allerdings wie ein Strohfeuer endigen. Hoffen wir indess dass dies mit den Dänen nicht der Fall ist. Man findet auch in Kopenhagen einen sehr angeregten Sprachsinn in der jüngern Generation. Selbst ältere Männer haben sich einem oft nur zu stillen Sprachstudium gewidmet, dessen

Früchten man noch entgegensieht; so der scharfhörende, correct denkende und sprechende Major *de Meza*, der in der Kenntniss mehrerer Sprachen sich den gelehrtesten Eingeborenen gleichstellt, jedoch zu sehr in den Elementen befangen ist als dass er das Ziel erreichen oder erreichbar machen könnte; der geistreiche Professor *Abrahamson*, welcher die Liebe für den Wohllaut der Sprache in so manche Gemüther gesäet hat; der praktisch tüchtige Professor *Rothe* in *Sorö*, der über einen undankbaren Stoff ein gelehrtes und doch gefälliges Buch den Franzosen geboten hat; der lebhafte und doch gemessene Prof. *Peder Hjorth* daselbst, dem es im Deutschen gelang, was Professor *Borring* im Französischen erreichte, nemlich in einer Menge nützlicher Schulbücher sich unentbehrlich zu machen, von *Bjerring* zu geschweigen, welcher über Indien den Weg nach der Bretagne nimmt. Alle diese stellen sich in Reih und Glied um einen Eifer nicht erkalten zu lassen, welcher von der Regierung angeregt und mit grossen Opfern genährt ist. Dass diese Opfer zuweilen auch auf unfruchtbaren Boden fallen, darf man bedauern; es ist aber schwer vermeidlich; denn welche Früchte ein Baum tragen wird, lässt sich nicht immer zuvor erkennen. Wenn es mir auch leid thut in einem Buche über den eigensten Gegenstand, den ich zu beleuchten unternommen habe, nemlich die dänische Lautlehre, von *Levin*, einen solchen blätterreichen Busch erkannt zu haben, von dem sich keine nahrhafte Frucht pflücken lässt, so zeigt doch die Willigkeit, mit welcher selber von der hegenden Regierung gepflegt wird, dass diese auch den Willen und das Bemühen zu schätzen weiss, welchen keine rechte Kraft der Fruchtbildung innewohnt. Was wird dieselbe denn nicht für solche Bestrebungen thun, die das ganze Land und Volk bei Mit- und Nachwelt ruhmwürdig machen? Zu solchen gehört denn

auch was *Madvig* leistet, dieser Koryphäus der jetzigen Klassicität unter den Dänen. Wenn ich von ihm nicht rede, so ist es weil die gelehrte Philologie gar nicht in den Umkreis meines Referats fällt und ich auf ein Feld gerathen würde, auf welchem man allerdings leicht grosse Lichter entdeckt, wie die längst verblichenen *Münter*, *Thorlacius*, *Bloch*, *Baden* u. s. w., und die noch brennenden, die die gelehrten Schulen Dännemarks erleuchten, auf welchem Felde ich mich jedoch unwiderbringlich verirren würde. Vielleicht ist es mir gelungen in diesem Schreiben Ihnen ein Totalbild von dem Zusammenwirken verschiedenartiger trefflicher Kräfte zu geben, vermöge welchem das mit der Alterthumsforschung verbundene Sprachstudium in Dänemark ein eigenthümliches, werthvolles Gepräge erhält, dem sich die Aufmerksamkeit der ganzen denkenden Weltrepublik mit Recht zuwendet. Indess treten auch dürftige Erscheinungen hervor, in denen der dänische Eifer für fremde Sprachen mit geistlosen Producten, deren Verdienst nur nach den Stübern, die sie einbringen, zu schätzen ist, vorlieb zu nehmen verleitet wird. Ich schliesse diese Skizze indem ich noch den Wunsch hineinradire dass die studierende Jugend Dännemarks mit aufgeklärtem Eifer an dem Bau fortarbeiten möge, welcher auf so herrlichen Fundamenten ruht. Es wird dann weder ihr, noch ihrem Vaterlande, an dem Ruhme fehlen, für welchen ihr Gefühl so warm schlägt. An ihren grossen Vorgängern wird sie erkennen dass der von uns hervorgehobene Kreis des Studiums dennoch, und ungeachtet des nordischen Stoffs, ein allgemein humaner ist, der eine Versteinerung in dem Sinne fossiler Begeisterung für das aparte Vaterland nicht duldet. Sie wird dann auch solche an Wahnsinn grenzende Mystificationen, wie sich u. a. ein *Wiborg*, vielleicht nur aus Scherz erlaubt hat, um der Humanität ein dänisches

Gepräge ganz aparte zu vindiciren, in die Kategorie der Grundtvigschen Übertreibungen verweisen und sinnig den Platz zu erstreben bemüht sein der nur durch die Anerkennung der unparteilichen Zeitgenossen, die nicht an dem Vorurtheil nationaler Selbstsucht leiden, erlangt wird.

ZEHNTER BRIEF.



Einfluss des schönen Geschlechts auf die Sprache.

Männer und Weiber sind incommensurable Wesenreihen, die einander zwar sich nähern können, jedoch, wie jene mysteriöse Linien, trotz andauernder Annäherung, stets ein Spatium zwischen sich lassen. Sie verstehen und begreifen einander, ohne jedoch eins in die Stelle des andern sich setzen zu können. Wenigstens gilt dies von den Männern in Beziehung zu den Frauen; dass es aber auch gegentheilig oft so sei, liegt auf flacher Hand. Die Vereinigung und Verschmelzung beider Daseinslinien ist der grosse Zweck des Daseins selbst, und es ist daher kein Wunder dass die Auffassung dieses primären Zwecks die Seele ergreift, beschäftigt, anregt und ebenso sehr in rechter Richtung impulsiren kann, als Fehlgriffe hinsichtlich desselben sie dädalisch irre leiten. Wahre Liebe, mit andern Worten, ist das Grundthema des Lebens. Ihr Wesen urständet ans dem Urquell alles Wesens selbst und haucht sich aus, durch alle Sphären der Schöpfung hin, von den geistigsten Regionen bis zur äussersten Linie des materiellen Nichtseins. Sie ist die elektrische Strömung welche durch die Weltsysteme bis zu den äussersten Polen den ganzen Bau durchzittert. Wo die Liebe aufhört hört die Welt (der Kosmos) auf und, wie sie der Poesie ihren Zauber verleiht,

so ist sie auch die Seele der Wirklichkeit, die mit den Musen auch die Grazien ins Leben einführt, es zu gründen, zu erhalten, zu erfrischen, zu vollenden. —

Sagen dass das weibliche Geschlecht für den Mann das Symbol der Liebe, die leibhaft vor uns stehende Lockung zur Liebe, kurz die Liebe selbst sei, oder die Form unter welcher wir sie kennen lernen, schauen, fühlen, erfassen, heisst etwas Alltägliches sagen. Dennoch wird die einfache Erkenntniss nicht allein häufig ignorirt, sondern meist ohne Unterscheidung aufgefasst. Denn, wenn wir einerseits schon es festhalten können, dass die Liebe des Mannes selbst- folglich eine andere sei als die des Weibes, die selbst für jenen eine personificirte Liebe ist, andererseits doch ein ganzer, an sich homogener Mensch sowohl im Weibe als im Manne vorhanden ist, die Erscheinung des Menschen aber nicht im Lieben und Willen allein, sondern auch im Ver- stande, im Denken und Erkennen vor uns liegt, so ist der Schluss sehr leicht und richtig, wie ihn denn auch die Er- fahrung bestätigt, erstlich: dass im Weibe eine ganze menschliche Form, also Liebe ergänzt durch Verstand vor- handen ist, und das Denken und Erkennen ihr also gewiss auch angehöre, wie dem Manne, wenn auch in anderer Weise; zweitens: dass der Verstand des Weibes, ebenso constitutiv von dem des Mannes verschieden sein werde, als es die Liebe beider ist, indem beim Manne das Postu- lat der Liebe, nemlich Vorstellung, Trieb, Sehnsucht, Werth- schätzung infolge Vorstellung hervortritt; beim Weibe aber das Wesen der Liebe selbst, die wir erst suchen und ken- nen lernen. Es wird sich daher unmaasgeblich zeigen dass beim Weibe ein der Liebe, die ihr eigenstes Wesen ist, untergeordneter Verstand sich findet, wie beim Manne, eine dem Verstande, die seine Daseinsform ist, untergeordnete Liebe. — Traurige, aber unvermeidliche Unterordnung,

wenn wir nicht in Liebe vergehen sollen, wie *Augustinus* sagt: *amare et sapere vix Deo datum*. Wir preisen also das weibliche Geschlecht mit Recht wenn es, seinem Wesen nach, Liebe, reizend und lockend, also die Schönheit der Liebe offenbart und dabei einen Verstand zeigt, welcher der Liebe dient, sie bewacht, beschützt, leitet, stärkt, sie nie in Stich lässt, sondern ein stets ausreichendes Mittel abgibt, vermöge welchem das Weib sich uns als die realisirte Liebe darstellt. Dies also Begriff und Ideal der Weiblichkeit. Ebenso wird das Weib das männliche Geschlecht preisen wenn es einen Verstand (ein verständiges Denken, Beginnen und Thun, oder Vernunft und Lebensweisheit) manifestirt, dem eine Liebe, ein zu Gefühlen angeregter Wille, stets also zur Seite steht, dass dieser jenem dient, ihn stets reizt noch mehr das zu sein und zu werden, was sein Wesen ist, nemlich verständig, weise und folglich gut. Dies also das selten erreichte Ideal der Männlichkeit. Inwiefern nun die Dänen eine solche entwickelte Liebe in der Verständigkeit fortzuschreiten darstellen, wollen wir hier auf sich beruhen lassen, indem die vielen von uns berührten Punkte und Richtungen der Civilisation und Bildung zwar manchen Fingerzeig darüber enthalten und abgeben, der Hauptpunkt, die Anerkennung des Wesens der Liebe, aber bisher unberührt geblieben ist. Dagegen haben wir den Standpunkt, aus welchem wir das weibliche Geschlecht überhaupt ansehen, angeben müssen um unsere Wahrnehmungen über den Einfluss desselben auf die Sprache nicht einer Irrfahrt Preis zu geben.

Wir nennen jene natürliche Erfüllung weiblichen Wesens, wie es sich im reinen Ausdruck uns darstellt, Weiblichkeit, und können eine Beimischung anderer Richtungen, eine Anwendung der Grundkraft zu andern Zwecken, einen Ausdruck von Eigenschaften, die nicht mit dem weib-

lichen Wesen harmoniren, weder recht achten noch lieblich finden. Insofern dem Manne eine ideale Anschauung der Liebe des Weibes zum Grunde liegt, huldigt er wesentlich der Weiblichkeit als der allgemeinen und reinen Erscheinung, und verehrt also das weibliche Wesen in jeder wahren Erscheinung desselben. Es ist dies der ritterliche Geist, von dessen Stärke, als aus der christlichen und zugleich rein männlichen Anschauung hervorgehend, Geschichte und Poesie Zeugniss geben. Das Ideal wird aber fortdauernd realisirt insofern der Mann nur das für wahre Liebe anerkennt, was seinem verständigen Wesen, bis zur höchsten Auffassung geistiger Lebensweisheit, zur Nahrung und Belebung dient, und es ist jede Liebe — und jeder Grad der Liebe ihm gerecht und genehm, welcher von diesem Zwecke inspirirt ist, wogegen die Vereinigung mit dem Geschlechte überhaupt, als Liebe durch seine Form schon gewährend, die Unterscheidung, ob selbe den Verständigkeitszwecken wahrhaft diene oder nicht, nicht zulässt. Denn eigen ja ist es dem Verstande, wenn die Form ihm zur Hand ist, sich befriedigt zu wähnen, weshalb wir das Princip der Sündhaftigkeit auch in dem Beharren in der Form als solcher, gesetzt haben. Ebenso geräth das Weib vom rechten Pfade ab wenn das Bewusstsein der Liebe in ihr den Unterschied nicht festhält ob sie dem Verständigdem Weisesein des Mannes diene in ihrer Hingebung, oder ob sie dem Unsinnigsein des Mannes Nahrung gewähre. Für sie sind die Würfel leichter und entschiedener geworfen; denn da ihr Wesen selbst Liebe athmet, so findet sie die Regel und den ausreichenden Grund ihres Thuns und Lebens schon in dem einfachen Festhalten ihres eigenen Selbst, welches der Verständigkeit, deren dienende Neigung und Hülfe zu sein sie sich angetrieben fühlt, je nach dem Grade ihres Wesens naturgemäss und nothwendig sich zu-

wendet. Hat sie dagegen im eiteln Aufgeben ihres Grundgefühls sich bestimmen lassen der Unverständigkeit, der unsinnigen Liebe des Mannes sich als Nahrung und Dienerin hinzugeben, so ist das Ideal der Weiblichkeit bei ihr zur verkehrten Verwendung ihres Wesens umgeschlagen. Das Lebensbestimmungsproblem liegt ihr mithin einfacher vor. Dem Manne wohnt eine solche einfache Wahl und Freiheitsbestimmung nicht ein. Denn wenn auch ein Verständigkeits- und Weisheitsideal bei ihm entwickelt worden, so wird er das Ideal einer demselben dienenden Liebe erst durch und mit dem realisirten Verständigkeitsideal erlangen können und er wird das Geschlecht, als Manifestation der Liebe, unter jeder Form sich zugesellen wollen, die seinem zeitigen Verständigkeitsstreben, welches oft sehr unverständlich sein kann, in irgend einer Weise zusagt. Da sein Verstandesbewusstsein von Haus aus in der natürlichen Richtung seines eigenen Wesens, also im eigenen Willen wurzelt, da er, von diesem Willen ausgehend, die Fäden desselben in dem übrigens bei ihm vorhandenen und entwickelten Vernunftkreise, an den Ideen, welche mittelst der Vernunft bei ihm gegenwärtig sind, kritisirt, prüft, auflöst, richtet, bessert, umgestaltet, so richtet seine Anerkennung und Werthschätzung der Liebe und des weiblichen Geschlechts, als der manifestirten Liebe, sich infolge des allgemeinen, zur Liebe überhaupt ihn hinziehenden Triebes, schon naturgemäss und von selbst, nach den Zuständen jenes Eigenwillens, aus dem sein Wesen und Verstandeswirken hervorgeht. Ideal der Weisheit und Ideal der Liebe zusammengehalten, kann mithin dies Ideal nicht vorherrschen und walten, es sei denn in Verbindung mit jenem Ideal. Kurz, wie der Mann weise werden lernt und seine Bahn, von dem nicht geweisigten Eigenwillen ausgehend, bis zum weise gewordenen Eigenwillen sich erstreckt, so besteht seine

Liebe, von dem Antriebe ausgehend, ohne welchen kein Fortschritt stattfinden würde, und abgesehen von der Begierde, die die nächste Folge des Antriebs ist, zunächst eigentlich darin dass er lieben lernt und sich die Fähigkeit ächter Liebe successiv aneignet. Denn von einer in Selbstsucht oder Egoismus befangen bleibenden Liebe, also auch von der nur auf sich gerichteten Begierde und Sinnlichkeit reden wir hier nicht. Das bereits hervorgehobene Wesen der Weiblichkeit zeigt sich uns hier als eine zwar eingeborene, jedoch durch Selbstbestimmung bestätigte Weisheit und Verständigkeit des schönen Geschlechts uns die Liebe zu lehren, oder unserm Streben, wahre Liebe nach Maassgabe des wirklichen Lebensfortschritts uns anzueignen und zu erlernen, zur Nahrung zu dienen.

Sie sehen leicht, Ihrem Interesse für den Gegenstand gemäss, dass ein Urtheil über das schöne Geschlecht und seinen Einfluss in dieser Sphäre ohne Vorerkenntniss des Wesens, der Bestimmung, und Grundform des Weibes nur sehr oberflächlich und unsicher sein würde. Jetzt aber, da Begriffe vorliegen, auf welche Sie die Wahrnehmungen zurückführen können, darf ich Ihnen die meinigen schon frei mittheilen; denn Sie werden sie mit Ihrer eigenen Erfahrung zusammenhalten und berichtigen können.

In dem weiblichen Geschlechte unserer Zeit treibt sich eine übel vorhehlte allgemeine Verachtung des männlichen Geschlechts herum, die wir gewiss nicht als eine rechte Manifestation, im besten Falle als einen Auswuchs der schönen Weiblichkeit ansehen. Es ist zu vermuthen dass dieses allgemein verwerfende Urtheil durch die Fehler der Männer, durch ihr Fehlgreifen im Ziel der Verständigkeit veranlasst ist. Es wird aber hiedurch nicht gerechtfertigt; denn die ächte Weiblichkeit würde durch unsere Abirrung nur umsomehr sich angeregt fühlen unsere Herzen zur edlern

Verständigkeit und zum Ideal wahrer Liebe zurückzuführen. Es kann daher jene Erscheinung, die im Abscheu vor den Männern ihre Culmination findet, nur als eine Krankheit, als ein Verlieren des eigenen weiblichen Kerns, als eine falsche Aufklärung und verkehrtes Kluggewordensein auf dem Abwege der Selbstsucht angesehen werden und es thut mir leid sagen zu müssen dass diese Krankheit zu den sehr ansteckenden gehört und sogar erblich geworden zu sein scheint. Sie werden bald finden dass diese Krankheit insbesondere von den dünnen, stöckigen, pergamentbrüstigen, ambitiösen, raffinirten, halb gelehrten, oft auch rechtgläubigen Damen ausgeht, deren lange Gesichtszüge und steife Wimpern uns sehr unlieblich winken. Aber sie hat sich durch Ansteckung auch in die jungen Mädchen-Regionen ausgebreitet, die das Leben und die Männer durch die scharfen Duegnen - Brillen der zu Hausstandskalendern reducirten Weiberseelen erblicken gelernt haben. Diesen unschuldigen Geschöpfen ist nur durch eine Inoculation des Gefühls zu helfen, durch ein Zurückführen auf die Natur und auf das Wesen der Weiblichkeit; aber da diese verzogenen Mädchenseelen selbst sich der Medicin sehr bedürftig fühlen, so sind sie auch geneigt es nicht genau damit zu nehmen und sind daher der Aufnahme verwerflicher Heilmittel leicht ausgesetzt, nach deren fehlgeschlagener Wirkung das Übel in seiner verhärteten und schwielenartigen Gestalt sich wieder einzufinden pflegt. Dass jene europäische Weiberkrankheit sich auch bis Dännemark verbreitet habe, werden Sie leicht bemerken, wenn Sie dem Regiment nachspüren, welches die entweibten Frauen und Damen in der gebildeten oder verbildeten Gesellschaft dort ausüben. Übersehen Sie indess nicht dass diese Krankheit durch die Schuld der Männer verursacht ist, indem sie in widerlich prosaischem Treiben die besagte Lernfähigkeit selbst verläugnen und

die wahre, den Frauen huldigende Gesinnung meist nur *pro forma* bewahrt haben.

Im Ganzen aber verläugnet das weibliche Geschlecht in Dännemark sein Wesen nicht. Die ideale Weiblichkeit ist hier nicht allein ein dichterisches Bild, in Versen besungen und in Romanen verehrt; sondern vom Thron bis zur Hütte füllt ihre Erscheinung Herz und Sinn mit Wonne und giebt dem Geist jene Nahrung und Erfrischung, die aus dem Anblick unverwüstlicher Innigkeit, Hinneigung, Lebenspflege und zarter Behandlung unsers Geschlechts, besonders aber der Entfernung vom Affectirten, Übertriebenen, Phantastischen hervorgeht. Trotz aller Verkünstelung und Trivialisirung des Lebens gestaltet es sich unter der pflegenden Hand des dänischen Frauenzimmers wieder frisch und neu, und wenn dieses auch an tiefer und lebhafter Herzensfülle und Natürlichkeit sowie an naiver Lebendigkeit der Norwegerin nachsteht, so lässt sich doch das Loblied Schillers von der Würde der Frauen im Allgemeinen besser auf die Däninnen anwenden, als auf die raffinirteren oder in Affectation versunkenen Mädchenseelen, welche die Civilisation uns sonst vor Augen führt. — Das schöne Geschlecht in Dännemark steht unstreitig über dem männlichen. Es hat seine Norm, seine Natur, sein Ideal weit weniger eingebüsst und befleckt als die Männer jene Tugend, die man die wahre Männlichkeit nennen darf. Es findet sich bei ihm nicht jene Verstecktheit, jene unter blosser Höflichkeit verdeckte Abstossung des Fremden, jenes übelverhehlte Gefühl eigener Überlegenheit und es hat daher auch mehr Verstand in seiner Art als die Männer, deren raffinirter Verstand und berechnende Klügelei von der sinnigen, geistigen Lebensverständigkeit und von der Herzlichkeit liebender Gesinnung weniger bewahrt hat. Die schöne lebensreiche Ader der hehren Weiblichkeit strömte allerdings fri-

scher zur Zeit der Verbindung mit Norwegen, so wie denn auch jede gute Berührung mit gehaltvoller Fremde für selbe belebend ist. Dennoch weilt der die Liebe achtende und der Weiblichkeit huldigende Sinn vorzugsweise gern bei der Erscheinung derselben in dänischen Kreisen, in welchen ein gesunder Frohmuth, ein Takt für Grazie, Schmuck und Liebreiz, eine feine Auffassung der reellen, dem Leben zum Grunde liegenden Wahrheit und ein leichtes Spiel der Heiterkeit, des Witzes und der gutmüthigen Satyre sehr vorherrscht und Anmuth selbst über die Gesellschaft der männlichen Jugend verbreitet, welche gescheut genug ist hier in die Schule sich zu begeben. Die bewusstlose, naive, äusserlich unwissende, innerlich in sich selbst sichere Unschuld ist allerdings in der fortgeschrittenen Bildung und Aufklärung sehr verschwunden, aber ihr Grund ist nicht zerstört und unauslöschlich befleckt. Die Ausartung liegt leider auch nah und ist verführerisch genug. Einestheils nemlich wird das Geschlecht von der Frivolität der Männer angesteckt und hingerissen. Keine andere Liebe in denselben wahrnehmend als eine zur Unsinnigkeit sich hineigende oder gar ihr dienende, opfern sie selbst sich derselben um so leichter, da der Hang zum Vergnügen bei leichtem Sinn und Blut sie mit sich fortreisst. Sie finden dann Geschmack an dem Opfer, welches den Lebenstrieb unter Illusionen verbirgt. Im bessern Fall wird der Realitätstrieb zur Eitelkeit, welche die Huldigungen der in der Zerstreuung untergegangenen oder erschöpften Männlichkeit an sich zieht, hierbei jedoch seltener zu Buhlkünsten hinabsteigt als dies in Frankreich und sonst im Süden vorkommt. Im traurigern Falle ist „Liebe um jeden Preis“ die Losung, der gemäss sie sich der einzigen Liebe anschliessen, die sie im frivolisirten andern Geschlechte entdecken. So also gehen sie unter indem sie sich selbst und auch das, was sie suchen

einbüßen. Anderntheils bildet sich das Gesellschaftsgeschöpf in einem ganz andern Sinne aus, der in der vornehmen Welt vorherrscht. Hier wird das Grundwesen des Daseins in ähnlicher Weise ausgezogen oder bei Seite gesetzt; denn in dieser Sphäre tritt bei den Männern die Ambition, und mit ihr die Eitelkeit hervor, und auch in dieser sucht das Weib sich dem Unsinn der Männer anzupassen. Die Liebe ist hier nicht mehr des Lebens höchstes Gut, sondern an ihre Stelle tritt Mode, Glanz, Einfluss, Ton, Convenienz u. w. der Art mehr, also die Form, der blosse Schein. Von der Weiblichkeit, wie von allem Schönen, werden hier nur die Reste, insbesondere aber wiederum der Schein, und dieser um so gleissender bewahrt. Denn des Lebens Wesen besteht hier in dem Anschein für die Welt und in der Welt, oft in der blossen Selbsttäuschung. Man sucht sich mit einer Gloriele zu umgeben, deren Strahlen oder gleissender Schein die wahre Glorie der innern Liebe schlecht ersetzt. Diese Surrogatweisheit geht also, in letzter Quelle wiederum von der Herrschsucht, Ehrsucht und Weltliebe der Männer aus, die es vorziehen sich selbst als Götzen herauszuputzen, als dem Göttlichen, unter Beiseitesetzung ihres eigenen Lebens nachzustreben. Aber einmal angebahnt entwickelt sich die Krankheit selbstständig. Das Weibsbild wird *hommasse* und fühlt keinen andern Unterschied vom Manne als den der feinern Wahrnehmung, grössern Schlaueit und Verstellung. Das Weibervolk richtet sich um so mehr und leichter nach dem was in der herrschenden Männerwelt vorwaltet, wenn es selbst die wahre Liebe vergessen, versessen oder verschmerzt hat und dennoch nach dem Einfluss begierig ist, den nur die rechte Liebe in Wahrheit gewährt. Man sieht daher die junge, geputzte Damenwelt, die in der Region der Eitelkeit und Weltliebe aufwächst, meist von leeren, verlebten Weibsbildern patronisirt, die unter Intriguen grau ge-

geworden sind. Indess gilt in Dännemark weniger wie anderswo was *Eug. Sue* seinen Jesuiten von den seiner Gesellschaft devoten Weibern sagen lässt: „in der Jugend für den Dienst des Bösen geworben, weihen sie im reifen Alter Andre ein in diesen Dienst, im hohen Alter aber ergreift sie Angst vor ihm und sie werden bigott.“ In Dännemark ist die schleichende Geisteskrankheit des Bigotismus nicht zu Hause und in den vielen Jahren des Verkehrs aller Orten ist mir kein einziges ausgebildetes Beispiel dieser Krankheit beim schönen Geschlechte vorgekommen. Die vielartigen hiefür angeführten Erscheinungen sind theils ein gelinder Anflug von Mode, theils wirkliche Pietätsrichtungen, mit überwiegendem Gefühle, auch mehr fremder als einheimischer Art. Es ist natürlich dass das von Haus aus führende Weib bei überwiegender Theilnahme oder Ängstlichkeit für eigene oder fremde Seligkeit mit einem gewissen Eifer den Richtungen sich anschliesst, die ihr als dahin zielend bezeichnet werden. Ist nun eine oft eintretende Gemüthsschlichtigkeit dem natürlich wohlgesinnten Gefühle einwohnend, so pflegt die eigene Unterscheidungsgabe der Abwehr der etwa frömmelnd und gleissnerisch zugeflüster-ten Vorstellungen nicht gewachsen zu sein. So entsteht ein wohlgemeinter, ungeweisigter Eifer, sei es sich in guten Werken oder in Glaubensformen zu ergehen. Die Seltenheit und die milde Form der Krankheit zeugt davon dass das geistliche und geistige Element auch in der männlichen Welt am verderblichen Zelotismus wenig leidet. Dagegen giebt es Heuchler genug die die schwachen, wenig gerüsteten Weiberselen mit schielenden Augen, unter der Maske kirchlicher und wohlthätiger Interessen, in ihre Sphäre zu ziehen suchen, und die bedauernswerthen Opfer des Pharisäismus werden also öfter irre geleitet und in dem wirklich Guten, wonach sie streben, gehemmt. Dagegen sind giftige Aus-

artungen intriguanter Verläumdungs- und Schwatzsucht nicht so selten. Mitunter auch stellen sich weibliche Prachtexemplare, die in der Intrigue und Ambition von der Pike auf gedient haben, Sibyllen, *qui ont passé par là*, an die Spitze des Geschlechts und ihr böser Hauch trägt sich leicht auf die ganze Schaar über, die sich dem mephitischen Dunstkreise unterordnet. Die Atmosphäre dieses Tons, der sich oft mit dem Namen des *bonton* schmückt, ist Klatscherei, Verläumdung und die Geissel des Ridicüls, welche in dem Flüstern, Zischeln und Kichern der jungen noch lebensfrohen Anhängsel solcher Wandelsterne ein Echo findet, das jedenfalls die Stimme des Herzens und Geistes übertäubt. Die Männer tragen wieder die Schuld. Denn statt die Präensionen und Künste solcher Megären wegzublasen, so dass ihr Dunstbild in Nichts zerfliesst, scheuen sie es mit dem mephitischen Zauber anzubinden. Sie schmeicheln ihm und weihen ihm eine nachgiebige Verehrung und selbst tapfere Degen lassen sich von ihnen cujoniren und in Furcht setzen. Es ist dies üble Phänomen von um so grössern Gewicht da es die Weiblichkeit grade in den Kreisen ertödtet, und schon in der Jugend verdirbt, von welchen aus dieselbe, mit der höhern Bildung Hand in Hand gehend und den Kreis junger Männer der ersten Gesellschaft stimmend und bildend, den wohlthätigsten Einfluss würde üben können. Der Fehler liegt also auch hier eigentlich in der Verwechselung von Form und Wesen, grade wie der Mann, die Erkenntniss vom Leben trennend, nur der Form nachstrebt und so des Guten verfehlt.

So wohlthätig der Einfluss des schönen Geschlechts edler Art, welche meist im Mittelstande wurzelt, auf die geistigen Zustände des Volks und der Literatur ist, so belebend wirkt dies reizende Element auf die Sprache. Diese erhält dadurch das Weiche, Zarte, Feine und doch Trauliche,

dessen die dänische Sprache in so hohem Grade fähig werden kann. Der familiale Ton wird dadurch veredelt, heiter, spielend, in der Art wie das Italiänische es sein kann. Die meisten Sprachen können diesen Ton gewinnen; aber weder giebt der Stoff sich so leicht dazu her, noch ist der Einfluss der schönen Weiblichkeit so allgemein und so wirksam. Daher kömmt es denn auch dass der Deutsche oft seine Sprache von Däninnen gern sprechen hört. Der Ausdruck weiblicher Weichheit ist nur dem von sich eingenommenen Gemüthe unangenehm. Natürlich lässt sich eine ähnliche Wirkung weder von dem frivolen Kreise, noch von dem des eiteln Modetons erwarten. Vielmehr giebt jener der Sprache Nüancen, die sich in den Volks- und Pöbelton verlieren; dieser aber sucht den Mangel an Gehalt und Natürlichkeit meist in fremde Sprachen und Redensarten zu verstecken, zwitschert ein leierndes Bonnenfranzösisch oder stolpert in einem holperigen Deutsch. Die eigene Nationalität, Literatur und Sprache ist diesem ausgearteten Zweige der vornehmen Gesellschaft auch nur dürftig oder verstohlen und im Domestikenkreise bekannt. Dem bessern Theile derselben fehlt die intellectuelle Bildung wo nicht ganz, so doch sehr, und sie haben nur den Ruhm als Matronen den Sinn für Ordnung und Convenienz aufrecht zu erhalten.

Nach allem diesen kann die Schöngeisterei unter den Däninnen keinen Eingang gewinnen. Denn der Anhang der *haute-volée* weiss vom Nachdenken, über die Intrigue, den Flitterstaat und den Eigennutz hinaus, bitterwenig und die *causerie aimable* ist wenigstens nicht so zu Hause in der bessern Region, dass sie, wie in Frankreich den Ton angeben oder gar für die Presse reifen könnte. Die berühmte schwedische Stillebensschilderin Frederike Bremer hat zwar in der Erzählerin der Geschichten aus dem täglichen Leben, der

vielgelesenen Mutter des kritischen Aesthetikers *Heiberg*, der vielgerühmten Frau von *Gyllenborg* eine dänische Rivalin, und es giebt auch einige jüngere und ältere Ingenien, die den gefälligen Erzählungsstyl und ein besonderes Talent zur Schilderung des dänischen Gemüthslebens verwenden. Auch sind wir nicht geneigt die Producte dieser lebenswürdigen Novellistik herabzusetzen, in welchen ein nationaler, gemüthreicher Duft den Freunden dänischen Geists entgegenhaucht. Man sieht aber leicht dass dieses keine Schöngesterei ist, sondern eine wirklich moralische Geistesrichtung oder eine artistische Liebhaberei, die der Unruhe der Männer das herzliche Leben frisch vorzeichnet, damit sie sich nicht ganz in Politik und Kartenspiel verlieren. Die edlern von uns bezeichneten Weiblichkeitskreise, denen jene schriftstellernde Ausnahmen angehören, begreifen zu wohl die höhere individuelle Bestimmung des Weibes um sich in die Reihe der Männer und Schriftsteller einzudrängen. In der dritten, frivolen und passionirten Sphäre hat das Schriftstellern gar keinen Platz; wenigstens sind noch keine solche sapphische Überschwänglichkeiten vorgekommen, die ihre glühende Seele in eine Poesie des Herzens und der Leidenschaft ausathmen und den Stempel des Genies, mit der Fülle unbezwinglicher Begeisterung, ihren lyrischen Ausbrüchen aufdrücken.

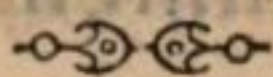
Der Beruf der Weiblichkeit ist es die Leidenschaften der Männer besänftigend zu zügeln und zu leiten, den Ehrgeiz eines höhern Lebensgehalts in ihnen zu erwecken, die Hässlichkeit des Egoismus durch den Contrast der Lebenswürdigkeit anschaulich zu machen und die edeln Bande, welche den wilden Sinn des Mannes dämpfen, Häuslichkeit, Kinderliebe und Geselligkeit fester um ihn zu schlingen. Die überhaupt selten vorkommende Schriftstellerei dänischer Damen ist meist von solcher Tendenz und erreicht ihr Ziel

in einzelnen Fällen. Sie trägt daher etwas vom englischen Charakter an sich und unterscheidet sich dadurch sehr von der deutschen weiblichen Schriftstellerei, der es vorbehalten war sowohl in der Nachahmung französischer Genialität als in der eigenen, sich bis zur widerlichen Affectation und Abgeschmacktheit zu entwickeln. Auch nimmt das dänische Frauenzimmer, wenn gleich sehr geneigt zur Romanlectüre, welche zuweilen dürftigen Ersatz für die Tonlosigkeit des wirklichen Lebens und der täglichen Umgebung gewähren muss, weder so leicht vorlieb wie das junge Damenpublikum in Deutschland, noch geniesst sie das flaue Gewäsch in solchen Massen. Es tritt hierin ein bestimmter Unterschied hervor, und obgleich aus der wuchernden Fülle deutschen Wustes mehr wie billig, jedoch nach Auswahl, ins Dänische hinübergeschmiert wird, so ist dies doch theils eine winzige Portion, gegen die Menge deutscher Missgeburten gerechnet, theils wird auch diese Portion wenig goûtirt. Es tritt der gesündere Geschmack der Däninnen ganz in seine gute Natur, insofern dänische Originalschriftsteller sich in trivialer Weise ergehen. Selbst *Andersen* fand nur in seinem Aufgange einige Gnade vor ihren Augen und wenn auch manches geringfügige Product nicht gleich scharf zurückgewiesen wird, so wird es doch bald vergessen und bringt dem Verfasser weder Ruhm noch Ansehn.

So gross nun der Einfluss des weiblichen Geschlechts auf den Geschmack ist, so wohlthätig wirkt er auf die Sprache, indem er die Schriftsteller nöthigt sich einer Reinheit und Angemessenheit im Ausdruck zu befleissigen, die auch mässigere Producte geniessbar machen kann. Linguistische Bildung ist zugleich sehr allgemein unter den jüngern Damen und nöthigt wiederum die Männer zum Fortschritt. Möchten Sie Gelegenheit finden durch eigene Erfahrung bestätigt zu finden was ich von jenem wohlthä-

tigen Einflüsse des schönen Geschlechts angemerkt habe. Es wird dies meine Bemühungen Ihnen förderlich zu werden weit aufwiegen.

LETZTER BRIEF.



Die dänischen Vokale.

Es ist begreiflich dass ich der Einleitung zu meinem geringfügigen Thema annoch eine grosse Ausdehnung geben müsste wenn ich sämtliche Momente, welche wesentlichen Einfluss auf die Sprache und deren Bildung üben, darin beleuchten wollte. Es giebt solcher Momente noch gar viele und bedeutende, und wenn mich nicht ein gewisser Respect vor der Geduld, oder Ungeduld der Leser in Schranken hielte, würde ich noch viele Kapitel schreiben, ehe ich soweit käme, als ich jetzt durch eine kühne Anwendung des: „*est modus in rebus*“ oder des: „*ne quid nimis*,“ gekommen bin. Oder meint man dass es unsachdienlich wäre zu wissen, welchen Einfluss die Regierung, welchen die Geistlichkeit, die gelehrten Korporationen, die Universität, die sogar königliche Gesellschaft der Wissenschaften in deren patentirten Repräsentanten, welchen ferner die Künste, das Theater, der Buchhandel und endlich die Fremden und namentlich die Deutschen, *per influxum physicum et spirituale*m, mittelbar und unmittelbar, auf diesem Gebiete ausgeübt haben? Man sieht mithin dass ich bescheiden Vieles in *mente* behalte, um den geneigten Leser nicht zu ermüden, — vielleicht denn auch wohl um selbst nicht zu grosse Last auf die Schultern zu nehmen. Ich übergehe dieses Alles also für jetzt mit Stillschweigen und gehe zur Sache selbst über, zu den Buchstaben, zur

Sprache, und mithin zuerst zu den Vokalen. Und wahrlich, einen passendern Übergang, der den *hiatus* verdeckt, könnte ich nicht machen, als vom schönen Geschlecht zu den Vokalen. Denn dass ichs nur gleich heraus sage: die Vokale sind gewissermassen das weibliche, das schöne Geschlecht in der Sprache, wie die Consonen, die Formgeber der Töne, die sogenannten Mitlauter, als deren männliche Form erscheinen. Man sagt: *omne simile claudicat*, und ich läugne es nicht dass auch mein Gleichniss hinkt. Deshalb bleibt es doch eine Wahrheit und rechtfertigt sich um so mehr, da wir *homunciones* fast nur hinkende Wahrheiten besitzen. Der Consonant ist mehr Form, der Vokal mehr Wesen; jener künstlich, zusammengebaut; dieser einfach, natürlich, ein betonter Hauch des Gefühls. Jener unterscheidet, artikulirt, formt, bildet; dieser verbindet, hilft, gleicht aus und erhält seine Bedeutung erst durch die Verbindung und Mitlautbildung. Und wenn in der Sphäre, die das Leben selbst ist, das weibliche Element der sonore, gefühl- und klangvolle Lebenston ist, so wird es mehr als Bild wenn wir in den einfachen volltönenden Vokalen das weibliche Geschlechtselement der Sprache erkennen. Es freut mich diese Vorstellung mit einer sehr gewiegten Autorität belegen zu können, denn, obgleich ich selbe nicht aus ihr geschöpft habe, so dient es ihr doch sehr zur Empfehlung dass sie von einem Heros wie *Jacob Grimm* bestätigt wird. — Er sagt in seiner Lautlehre; „Kann in gewissem Betracht der Vokal das weibliche, der Consonant das männliche Princip der Sprache bezeichnen, so lässt sich auch sagen dass die Zeugung jeder Wurzel nur in der Vereinigung beider geschehe. In den Vokalen ist die Weichheit, in den Consonanten die Kraft der Sprache; aus der unendlich mannigfaltigen Verbindung beider geht der Wohllaut hervor.“

Man weiss dass, wie die Sprachen selbst verschieden sind, wie namentlich in der Aussprache die Mitlauter die zahlreichen Varietäten, die Eigenthümlichkeiten der Sprachen bilden, so auch in den Selbstlautern eine Verschiedenheit eintritt, welche, wenn auch weniger mannigfaltig wie die der Mitlauter, dennoch bedeutend genug ist um den Sprachen einen eigenen Karakter zu verleihen. Einige Sprachen werden durch die Fülle der Selbstlauter sehr volltönend, weich, wohlklingend; andere breit, pfeifend, scharf, stumpf, tonlos, je nach dem Auftreten dessen, was ich hier das weibliche Element genannt habe. Gewöhnlich hat man sich eine abstracte Skala von Selbstlautern gedacht oder gebildet und danach auch die Aussprache der eigenen Sprache aufgefasst und bestimmt. Indem ich mich auf dies schwierige Terrain wage, — schwierig schon aus zweien Gründen, erstlich mal weil jede allgemeine Classification, welche erschöpfen soll, die gewöhnlichen Kräfte übersteigt, zweitens weil jede Allgemeinheit, ohne specialisirendes Detail aufgefasst, der Deckmantel von Irrthümern zu sein pflegt, — mache ich wiederholt aufmerksam auf die goldene Regel: *distinguendum est*. Denn schon der Satz mit dem ich anfang: die Vokale sind die Gefühlsform, die Mitlauter die Repräsentanten der Verstandesform in den Sprachelementen, ist eine solche Allgemeinheit, die nur dadurch Sinn erhält dass man sie bei jedem der Elemente specialisirt. In solcher bestimmtern Auffassung ergiebt es sich dass jede Elementreihe für sich wiederum ähnliche Theilung erfordert, also dass einerseits gewisse Vokale jener weiblichen Formation, der Gefühlsäusserung, näher und eigentlicher angehören, andere der männlichen, der abstracten Verstandesformation sich mehr nähern, andererseits auch bei den Consonen ähnliche Unterscheidung zu machen ist. Überhaupt ist das Bild, als ein Typus, nicht für mehr zu nehmen als es sein soll.

Was nun die mannigfachen in Anwendung gebrachten Ton- oder Vokalleitern betrifft, so leiden sie (soweit sie mir vorgekommen sind,) sämmtlich an dem Grundirrthum dass zwei wesentlich verschiedene Formationen nicht unterschieden, sondern sie, als sämmtlich in einer Verbindung stehend, rangirt worden, so dass ihre Entwicklungslinie bald eine grade Linie, bald einen Zirkel, bald Strahlen aus einem Punkte, bald eine, jeder Regelmässigkeit Trotz bietende Figur bilden soll. Um nun nicht in die Verwirrung einer so grossen Mannigfaltigkeit zu gerathen wollen wir uns mit einigen Hauptautoritäten begnügen, zuvor bemerkend wie wenig dies Seelengebiet des menschlichen Wissens annoch ausgebildet erscheint, da schon über die einfachen Grundelemente so wenig Klarheit vorherrscht; zweitens dass die Natur selbst doch schon eine gute Lehrerin abgibt, indem sie im Ganzen die Buchstabenreihe sehr einfach, und der Verwirrung widerstrebend, bei den meisten Völkern dargestellt hat. Nach dieser einfachen, gewöhnlichen Vorstellung giebt es fünf reine Grundvokale *a e i o u* und drei Mischöne, zwischen *a* und *e* das *ä*, zwischen *o* und *e* das *ö*, zwischen *u* und *i* das *y*. Allerdings erkennt man in verschiedenen Sprachen besondere Nüancen, die man jedoch leicht und natürlich fasst, indem man sie auf einen jener Grundtöne zurückführt und die Weise der Aussprache durch verständliche Bezeichnung näher ausdrückt. Namentlich hat man die Länge oder Kürze, die scharfe oder stumpfe, offene oder geschlossene Aussprache, das Schleppende, Gedehte, Schleifende, u. s. w. als nähere Bezeichnung gebraucht und hinreichend gefunden. So sagte man dass das *o* kurz ausgesprochen wie in *offen*, *olla*, *Orgel* dem dänischen *aa*, schwed. *å* in der Aussprache entspreche. Den Unterschied des *ä* in *Aether* und *Ärger* hat man mittelst

der Länge bezeichnet. Das franz. *e* in *de*, *se* nennt man ein leichtes, stumpfes *ö*, u. s. w.

Für die gewöhnliche Sprachkunde ist diese Auffassung ziemlich ausreichend. Für die Forschung nicht; denn der Unterschied zwischen *å* und *o*, zwischen *ö* und *ø* im dän. *Aa*, *Aue*, und *oh!* *aand* und *ond*, in *tönen*, *dröhnen* und franz. *un* lässt sich nicht durch Länge und Kürze derselben Vokale allein bezeichnen. Diese nehmen nicht allein bei verschiedenen Völkern, sondern auch bei Individuen verschiedene Färbung an, deren Wesen näher erklärt werden muss. Ihr Hervortreten bei der Bildung des einen aus dem andern, der Ablaut und Umlaut, scheinen in jeder Sprache eigenen Formationsgesetzen unterworfen, die eine grössere Einsicht in die Tonverhältnisse erfordern. *J. Grimm* hat es versucht in dieses Chaos von Tönen Licht zu bringen; aber die Verwirrung hat seinem Streben nach Klarheit Trotz geboten und ihn selbst ergriffen, so dass seine deutsche Grammatik, reichhaltig und werthvoll im *Détail*, im Ganzen nur als ein Chaos vor uns liegt und die deutsche Sprach-Intelligenz fast erdrückt. Statt jener acht Vokale, die durch die Art der Aussprache 16 Vokaltöne geben, stellte *Rask* zehn Vokale auf (zuerst in seiner spanischen Grammatik 1824) nemlich *a e i o u y å ä* (in Stärke) *ø* (in Oel) und *ö*, welches als offenes, helles *ö* (Dörner, Löcher) sich auch im Deutschen findet, wogegen das gedehnte und doch offene *å* meistens nur im Plattdeutschen (*Water*) und in Provinzaldialekten vorkommt. Als Nüancirung giebt er den Nachdruck an, der selbst lang oder kurz sein kann. Die langen Betonungen theilt er dann in schleppende, fortschreitende oder abbrechende; die kurzen, jenen entsprechend, in rollende, ebne und stossende. Man sieht sonach dass diese ergänzende Tonreihe auch für die deutsche Sprache anwendbar ist oder sein müsste und überhaupt allgemeinen Sprachwerth

hat. Das Vorherrschende in der deutschen Sprache liegt jedoch mehr in den Mitlautern als in den Selbstlautern und sie entbehrt deren mehrere, die in andern Sprachen vorkommen, besonders wenn man auf die Provinzial-Idiome keine Rücksicht nimmt.

Die von *Rask* postulierte Vokalzahl und Unterscheidung wurde gleichzeitig von *Chladni* deducirt und mit Beifall und Genialität also aufgestellt dass er, vom reinen *a* ausgehend, drei Vokalreihen annahm, nemlich die Reihe *a å o u*, durch Schliessen der Lippen, *a ä e i*, durch Schliessung des Gaumens mittelst der Zunge, und *a ö ø y*, bei welcher beide Schliessungsweisen zusammenwirken. Dies giebt allerdings ausser dem reinen Initial-*a* dieselbe Reihe von Selbstlautern, die auch der Erfahrung nach wirklich unterschieden sind und u. a. im Dänischen sich vollständig finden. Zugleich ist das Kriterium der Unterscheidung leicht, fasslich, regelmässig, nicht gesucht und anscheinend erschöpfend. Denn ausserdem nimmt er nur noch jenen nicht prononcirten Hülfsvokal an, der oft das stumme *e* genannt wird, den er aber, da der Ton zwischen *ö e ü* variirt, nach dem Hebräischen das *Schwa* nennt und durch ein ' ausgedrückt wissen will, so dass man, wie auch zuweilen in der Versificirung geschieht „Reig'n“ statt Reigen schreiben sollte, also „schreib'n g'horsam'r Dien'r.“ Mit Recht setzt er das unterscheidende darin dass dieser Verbindungs- und Auslaut selbst keiner Verlängerung, Fortdauer, Dehnung fähig ist. Im Dänischen kommt dieser tonlose Verbindungslaut ebensowohl vor wie im Englischen, Französischen und Deutschen. Indess derselbe aber im Englischen und Französischen meist wie ein leichtes *ö* klingt, ist er im Dänischen und im Deutschen weniger bestimmt betont und lautet mehr wie ein flüchtiges dunkles *e*; z. B. *synes, stærkest, anskuelig, Morgen, Peder*. Beiläufig ist zu bemerken dass dieser oft überflüssig schei-

nende Buchstabe im Dänischen zum öftern wirklich ganz weggefallen ist, welches auch dem Genius der Ursprache zu entsprechen scheint, indess das nach Breite strebende Deutsche, mit den vielen Augmenten oder Vorschlägen des *ge*, auch die Worte häufiger durch den tonlosen Verbindungslaut dehnt. So *regn*, Regen, *negl*, Nagel, *segl*, Siegel, *speil*, Spiegel, *tegl*, Ziegel, wodurch folgerecht jedoch eine verbreiternde Aussprache der Hauptsilbe im Dänischeu entstand, die jetzt diphtongisch ist und oft *ei* oder *ej* lautet, wo ein *eg*, *au* wo *ag* oder *av*, *ou* wo *og* und *ov* stehen. In *speil*, *seil*, *feil* u. s. w. ist der Doppellaut wirklich auch in die Schrift eingeführt. Dem Genius der dänischen Sprache ist es mithin gemäss das *Schwa* wegzuwerfen und die Hauptsilbe breiter, vokalischer auszusprechen, also den Doppellaut eintreten zu lassen wo dies übrigens indicirt ist. Folglich ist die puritanische Sprachverbesserung die *reg'n* sagt, statt *rejn* u. s. w. zu verwerfen, indem die Verbreitung zum Doppellaut der Sprache natürlich ist. Daher spricht man *raun* statt *rav'n*; *haun* statt *hav'n*, Hafen, *gaul* statt *gar'l* Giebel, wogegen man *Gaffel* schreibt und spricht, weil hier das *Schwa* nicht weggeworfen ist, dagegen *taule* statt *tav'le*, obgleich von *tafel* (*tabula*) kommend, welches als *taffel* (Speise-Tafel) sich mit dem stummen *e* erhalten hat. Demnächst aber giebt es im Dänischen ein wirklich stummes *e*, theils zur grammatischen Bezeichnung der Mehrzahl, theils um Worte zu unterscheiden, wie *faa* wenige und *faae* erhalten. So *jeg maa* ich muss und *vi maae*, wir müssen. Es ist jedoch nur Schriftzeichen wie im Französischen. *Rask* hat einen grossen Widerwillen wider dies angehängte *e*, als eigentlich zu nichts nützend, weil die Aussprache doch keinen Unterschied macht. So unbedingt darf man es gewiss nicht verwerfen, indem es sich doch oft als ein schleifendes, verbindendes *Schwa* zeigt,

als *aa*, Aue, *pl*: *aaer*, *jeg faaer*, *staaer*, ich erhalte, stehe, wogegen *faar* Schaf. Jedenfalls muss man dies stumme *e* zulassen, oder die grossen Buchstaben für Hauptwörter, damit man nicht zu leicht in Verwechslungen falle, z. B. *jeg faar* „ich erhalte und *ich Schaaf*.“ Nach *Rasks* Theorie müsste man auf deutsch *di*, *Libe*, *si* statt die, Liebe, sie schreiben. Auffällig unangenehm! — Statt der vorgedachten Theorie der *Chladni-Rask* hat *Grimm* eine andere Auffassung in seiner deutschen Grammatik (1r Abschn.) aufgestellt, nach welcher er nur drei Grund-Vokale, *a*, *i*, *u* annimmt, nemlich *a* als Quelle, die einerseits nach dem Tiefpunkt *u*, andererseits nach dem Gipfel in *i* strebt. Durch Brechung entsteht zwischen *a* und *u* das *o*, zwischen *a* und *i* das *e*, welche beide keiner weiteren Brechung fähig sind. Diese vermeintlich organische, jedoch an sich nicht ausreichende Ansicht hat unstreitig, in Verbindung mit der nicht zutreffenden Bedeutung, die er der Länge und Kürze beilegt, das übrigens verdienstvolle Werk des gelehrten Verfassers unklar und sogar ungeniessbar gemacht. Der Grundirrthum vorgedachter Theorien scheint mir in dem ganz unbegründeten Versuche zu liegen die Vokaltöne sämmtlich aus dem *a* abzuleiten. Bei *Chladni* ist dieser Fehler weniger auffallend, weil sich bei ihm drei separate Reihen von Vokalen organisch, und nach Maassgabe der Wirkung der Stimmorgane, scheiden. *Rask* verfällt nicht in diesen Fehler; er sagt nur: „es giebt zehn Vokale und die Weise wie sie hervorgebracht werden hat *Chladni* musterhaft erläutert.“ Dagegen entzieht er sich der Pflicht eine ordnende Theorie aufzustellen. Die innere Verbindung z. B. von *a* mit *i*, hat an sich weiter nichts für sich, als dass sie beide Vokale sind, folglich ein Grundcharakter in beiden sich findet. Es ist zwar augenfällig dass der aus der Brust hervortretende Ton im *a* am reinsten und fast unvermischt uns entgegentritt,

und dass man daher versucht wird, was ein Engländer jedoch schwerlich begreift, das *a* selbst als die in alle Vokale einflussende Tonquelle anzusehen. Der betonte Brusthauch, welcher den Vokal ausmacht, ist jedoch ebenso einfach und rein im *o* und im *u*. Wir sind nur geneigt das Helle vor dem Dunkeln, das Offene vor dem Geschlossenen, das Hohe vor dem Tiefen zu setzen. Wenn aber das Wesen des *a* im reinen, unvermischten, ungeformten, nicht durch Modification der Sprachwerkzeuge bestimmten Ton besteht, so ist es ja grade alles dem *a* eigene, was sich nicht in den andern findet; folglich ist es der betonte Brusthauch selbst welcher nach eintretender Modification und Modulation die Vokale bildet. Das reine *a* ist eine Manifestation dieses Brusttons in der reinsten Form; daher die Verwechslung. Will man aber die Brusttöne eintheilen, so ist es nöthig dass man sich nach einer in der Natur gegebenen *differentia specifica* umsehe. Eine solche giebt es. Die ganze Skala vom hohen *a* bis zum tiefen *u* enthält den vollen Brustton von seiner Höhe bis zu seiner Tiefe. Das *a* ist der ganz offene, hohe, helle, das *u* das geschlossene, dunkle, tiefe Extrem. Den Mittelpunkt der Skala bildet das *o*. Im Gegensatz hievon giebt es eine Vokalbildung, bei der allerdings etwas vom Brustton einfliesst, in der es aber nicht mehr das Principale, Primaire ist, indess ein mehr abstracter Ausdruck infolge einer bestimmten Einwirkung und Haltung, besonders des Gaumens und der Zunge, dem Ton seinen Charakter giebt. Es sind dies das *e* und *i*, die selbst wieder unter sich Gegensätze bilden. Der Gaumenton *e* ist an sich tonloser, unsonor, meist stumpf und breit, unbestimmter; der Zungenton *i* dagegen ist tönender, scharf, spitz, bestimmt. Beide haben den gemeinsamen Charakter, dass der in den Volltönen vorherrschende Brustton nur ein Träger des Ausdruckes, ein Mittheiler des

Tons, aber nicht des vollen, sonoren ist, wogegen eine von oben reagirende Einwirkung durch die Sprachwerkzeuge das sonore Wesen des Vokals zurückdrängt und die Form oder Formirung zur Hauptsache macht. Man frage sich selbst ob im *a o u* etwas vom *e* oder *i* vorkommt, oder umgekehrt. Die Antwort liegt in Jedermanns Ohr und Munde. Wir möchten daher jene *a o u* die Gemüthstöne, diese die Verstandestöne nennen; jene wesentlich, diese formel; jene die weiblichen, diese die männlichen Vokale; jene melodios oder hauchend, diese abstrakt und sprechend, jene die Gefühlstöne, diese die Denktöne. Genug, ein Unterschied ist da, und zwar derselbe, der schon Consonen von Vokalen unterschied; und dennoch sind sie sämmtlich Vokale. Im scharfen *i* ist mehr Ton als im abstrakten *e* und noch mehr fällt der Ton selbst weg im stummen Anklang oder *Schwa*. Sonach giebt es zwei Klassen von Vokalen: Die vollen, primären Brusttöne *a o u* und was dazwischen liegt; dann die *tenues* oder abgeleiteten *i* und *e*, die unter sich Gegensätze sind, und das *Schwa*. Nun fragt es sich weiter welche bestimmte Vokalformen annoch als Mittelglieder beider Gattungen entstehn. Vom *a* kann der Ton sich zum stumpfen *e* oder zum scharfen *i* hinneigen. Aus dieser Neigung im Allgemeinen entsteht das *ä*, *è*, *é*, *ai* u. s. w. Es ist gleichgültig ob man diesen hellen Mittelton zum *a* rechnet, wie der Engländer und wir das *ä* oder *ae*, oder zum *e*, wie das *èta* und das helle *e* in *Tell*, *schnell*. Will man ein solches helles *ä*, *ai*, vom stumpfern *ae* z. B. im *wär*, *scheiden*, so mag man es thun. Die Bezeichnungen sind in allen Sprachen verschieden. Es kann dies indess keine zwei Vokale erfordern, deren besondere Bezeichnung nöthig wäre. Das *o* bildet durch die Neigung zum *e* und *i* das tiefe, stumpfe und das helle scharfe *ö*. Zwischen *u* und *e* und *i* entsteht ebenso ein *ü*, welches man wie das *ä*

unterscheiden kann. Es ergiebt sich mithin folgende naturgemässe, in den hekannten Sprachen vorliegende Ansicht. Zwischen *a* und *u*, dem offenen und geschlossenen Brustton liegt das volle *o* in der Mitte. In der Neigung vom *a* zum *o* liegt das unreine *a* mit *o* Färbung, das nordische *å*. Von *o* nach *u* würde auch ein Mittelton, ein *o* mit *u*, oder *u* mit *o*-Färbung anzunehmen sein; aber da hier die Töne tiefer und dunkler werden, ist die Scheidung nicht bemerkbar genug um einen eigenen Vokal zu erfordern. Doch kennen alle ausgebildeten Sprachen den Unterschied in der Aussprache z. B. im Franz. *Rouen, Renouard, un Wouvermann*. Beide Mitteltöne, das *å* wie das *ou* gehören nicht mit derselben Nothwendigkeit zur Normalskala wie Anfang, Mitte, Ende, *a, o, u*, sondern die Sprachen müssen sich jede nach ihrer Individualität richten und es ist daher sehr zu billigen dass die nordischen Sprachen den Mittelton *å* in ihre Vokalreihe aufnehmen. Andere Sprachen behelfen sich mit Umschreibung, wie *au, aw*. Das wenig vokalreiche Deutsch reicht mit dem offenen *o* aus. Diesen Volltönen gegenüber stehen die *tenues e* und *i*. Mehre ganz einfache, ungemischte Vokale kann es nicht wohl geben. Denn da die Lippen, als das äusserste Sprachorgan, durch Schliessung des Brusttons bereits das *u* bildeten, so können sie weiter keinen einfachen Vokal erzeugen und das *y, ü* erscheint schon als Mischton des *u* in der Richtung der *tenues*. Die Zungenbewegung gab das *i*, die starre Stellung des Gaumens formt durch seinen Druck und Widerstand das *e*; die Kehle, als den Brusthauch betonend, gab das *a*; sollte sie eine eigene Form hinzuthun, müsste es die starke, abstracte Aspiration sein, wie im gutturalen *h*. Ich verwerfe eine solche Aspiration, einen ohne reinen, bestimmten Ton vernehmbaren Kehlhauch nicht. Ich bestreite nur seine rein vokalische Beschaffenheit und ziehe es vor das *a* als den Anfang der reinen

Tonartikulation durch die Kehle anzusehen, über welchen hinaus die tonlosen Hauche liegen, aus denen das Consonensystem hervorgeht. Ist also die Reinheit und Vollständigkeit der Skala *a e i o u* nachgewiesen, so knüpfen sich die Mischungen ebenso naturgemäss daran, indem die Volltöne durch dies Hinüberspielen in die *tenues* resp. *ä*, *ö* und *ü* als Mischöne bilden. Man sieht dass das Neue in dieser Ansicht sehr alt ist und in der Auseinanderhaltung und Verbindung der Volltöne einer-, und der *tenues*, des Gaumen- und Zungentons *e*, *i* andererseits besteht. Die Alten nannten die Mischöne Diphtongen, und zwar mit Recht, indem in jedem Mischton zwei Elemente nachgewiesen werden können. Sie sind aber so miteinander verschmolzen dass ein neuer, einfachklingender Ton dadurch erzeugt wird, wodurch sie sich von den Doppeltönen unterscheiden in denen Ansatz und Aushauch geschieden sind, so dass deren fortgesetzte Tönung anders lautet als der Anfang. In andern Grammatiken müsste man die Zweideutigkeit dadurch heben dass man diphtongische Vokale und wirkliche Diphtongen scheidet. Auf Deutsch, — und entsprechend im Nordischen, — scheint es gerathen eine Unterscheidung von reinen und gemischten Tönen zu machen und Mitteltöne beliebig hinzuzufügen wenn vorkommende Nüancen dies erfordern, z. B. im Dänischen *å*, im *ö* verschieden vom *ö*, *ä* als verschieden vom *æ* oder *ä*. Constitutive oder Normalvokale sind diese Mitteltöne nicht. Nächst den Mischönen sind dann die Doppeltöne mit geschiedenem Laut zu setzen. Übrigens bin ich geneigt in der Weise der Aussprache jedes Vokals eine normale Doppeltheit anzunehmen, die ich durch den Gegensatz des Hohen und Niedrigen, des Hellen und Dunkeln zunächst bezeichne. Er fällt nicht zusammen mit der Länge und Kürze; wohl aber ist es oft der Fall. Andere haben ihn durch offen und ge-

schlossen ausgedrückt; dies trifft oft zu, passt aber weder für *a* noch *u*, noch auch sonst immer. Indess fällt es mir nicht ein die Erörterung hierüber abschliessen zu wollen und es scheint fast als ob die Aussprache des *a* höchstens eine quantitative Unterscheidung zulassen kann. Sieht man aber auf die wirklich Statt findende Aussprache des *a* fast in allen Sprachen, so ist allerdings jener Gegensatz anwendbar, und ich will mich fürs Erste hieran halten und es allgemein hinstellen dass jeder Vokal eine doppelte Art und Form der Aussprache aufweise, die ich insgemein als hoch und niedrig bezeichne, jedoch auf mancherlei Weise sonst charakterisire. Ich verwerfe es auch nicht dass man im Dänischen *ö* und *ø* unterscheide. Ich finde es aber nicht so nöthig wie *Rask* und seine Nachfolger; ja ich halte es sogar für leicht verwirrend. Alle Nüancen der Vokaltöne kann man durch eigene Buchstaben nicht ausdrücken. Es hätten vielleicht die etymologischen Nüancen und die verwandten Umlaute zuerst einen Anspruch auf besondere Bezeichnung, so dass z. B. ein *o* welches von *au* oder *a* herkommt und das, welches in den Veränderungen mit *e* oder *ö* umlautet, besonders zu schreiben wären. Es ist dies aber künstlich, überflüssig und verwirrend. Das helle, offene und dunkle *o* sind eben so verschieden wie helles *ö* und dunkles *ø*; ebenso ist es mit *e* und *i*. Wollte man z. B. besondere Bezeichnungen für das helle *ö* erfinden, welches als Mitteltön zwischen *o* und dem hellen *e* oder *i* und dem dunklen *e* oder *i* entsteht und dann für die Mitteltöne, zwischen dem dunklen *o*, gleichfalls vier *ö* in denselben Richtungen annehmen, so erhielte man schon 8 verschiedene *ö*, wie schwer sie auch zu unterscheiden wären. Besser ist es daher bei einem *ö* stehen zu bleiben und bei Erlernung der Sprache die Nüancirungen anzugeben. Soll man z. B. *Rasks* *ö* und *ø* als zwei verschiedene Buchstaben im Lexikon aufführen?

ich meine nicht, und es genügt darauf aufmerksam zu machen dass es ein *ö* giebt, welches fast wie *y* klingt, einen Mittelton *ö* mit *y*-Färbung: *øst*, *tröst*, *lökke*, schleife, ein anderes wie ein dunkles *ö*: *kjøbe*, *løbe*, *sø*, ein drittes wie ein helles *ö*, *skjøn*, *løn*, ein viertes, das fast wie *ä* lautend im Jütschen, sonst aber kaum vorkommt, es möchte denn in *tørre*, trockenen *tørt*, *tørne* sein, und sie doch alle mit einem *ö* zu schreiben. Dem Gebrauch und der Sprachkenntniss muss stets etwas überlassen werden. Wie wenn man nur punktirte, wie der Hebräer, und die Punkte ganz wegliesse? Ich glaube dass meine Ansicht klar, naturgemäss, verständlich ist und dem Gebrauche sich sehr gut anpasst, indem sie sich von der gewöhnlichen Auffassung fast nicht entfernt, sondern sie nur aufklärt und den Weg zur Ergänzung nachweist. Wie wenig die Schreibweise zur Sache thut sieht man im Englischen u. s. w., wo so viele einfache Vokale mit mehrern Buchstaben ausgedrückt werden, z. B. *ee*, *ei*, *ea*, *eo*, *ie* = *i* und der Diphtong *ei* durch ein einfaches *i*.

Der unbedeutende *Levin*, dem wir die Ehre subjectiven Bestrebens nicht schmälern, der aber objectiv unnütz ist, weil er den reichen, ihm vorliegenden Stoff nur noch mehr oder wieder verwirrt und jetzt, wo eine Vereinfachung und Klärung noth thut, durch dämeliges Tappen die Ordnung erschwert, nimmt auch 10 Vokale nach *Rask* an; aber nur 8 Lettern um sie zu schreiben. Dies ist im Dänischen unrichtig, denn das doppelte *a*, *å*, *aa* ist hier wirklich ein eigenthümlicher Buchstabe, und so lange man ihn nicht *o* schreibt und als offenes *o* bezeichnet ist er wirklich der neunte Vokal. Zwei *ö* einzuführen widerstreitet dagegen weit mehr dem Genius der Sprache, welche die etymologischen Derivationen durch die Buchstaben selbst doch nicht anschaulich machen will und überhaupt nach Vereinfachung strebt. So wird *føle* und *Føl* und *Smør* mit demselben *ø*

geschrieben, obgleich der Laut des ö-Tons wirklich sehr verschieden ist. Man würde sich auch immer beim Schreiben zu bedenken haben ob etwa ö oder ø passend sei.

Die richtige Aussprache dieser 9 Vokale, die durchgängig dem Italienischen nahe steht und sehr einfach, naturgemäss ist, werde ich ihnen durch Beispiele und Vergleiche aufzuhellen suchen. Ich bitte dabei zu erinnern dass ich jedem derselben eine doppelte Aussprache beimesse, nemlich eine hohe und niedrige, helle und dunkle, die von Vielen eine offene und geschlossene genannt wird, jedoch ja nicht mit der Länge und Kürze zu verwechseln ist, wenn auch der lange Vokal gewöhnlich sich mehr zur dunkeln, geschlossenen Aussprache hinneigt. Mehr oder weniger dürfte es derselbe Gegensatz sein, der uns schon zwischen Consonen und Vokalen, zwischen Gefühls- und Denktönen aufgefallen ist. Die helle Aussprache jedes Vokals scheint dem Diskant ähnlich, und weiblicher, die dunkle, geschlossene, als Bass, mehr männlicher Art. In dieser herrscht die eigentliche Form des Vokals vor, in jener sein Wesen, nemlich das Spiel des Tons in der Äusserung. Gehen wir zu den einzelnen Vokalen über.

Das dänische *a* ist dem reinen italienischen *a* zu vergleichen, welches wir im Deutschen auch haben, so Mand, Ar (Narbe) rase, Rand, Agt. Es wird stets rein und klangvoll ausgesprochen und kennt weder die Hinneigung zum *o* noch zum *e*; also nie wie das franz. *grave* engl. *water* mit å-Färbung, noch wie das Hamburgische *arm* - *ärm*. Daher ist die Scheidung des hohen *a* vom dunkeln im Dänischen schwer; letzteres dürfte insbesondere da zu suchen sein, wo eine Zusammenziehung statt gefunden, die eine mehr geschlossene Aussprache des *a* wie im deutschen *ah* in *spahn* veranlasst, z. B. *har* (früher *haver*) *ta'r*, statt *ta-ger*, *va'er* (gewahr). In der Zusammenstellung mit *v* in

hav (Meer) *lav*, *stav*, *lag*, *havre* (Hafer) tritt schon eine diphtongische Beimischung von *u* schwach ein. Dennoch wird in jenen Worten ein eigentlicher Doppellauter nicht angenommen; die Verbindung mit dem Hauchbuchstaben *v*, so wie zuweilen mit *ng* veranlasst nur eine dunklere, gutturale, nasale Aussprache des *a* mit schliessendem Hauch, welche ich mit dem französischen *en* in *entrer*, mit dem deutschen *ah* in *ahnen* und *ha* in *gethan*, *geschah* vergleichen möchte. Am richtigsten ist es die diphtongische Beimischung (*havre*, *davre*) ganz vom reinen *a* zu trennen. Die Abweichung vom reinen hellen *a* ist im Dänischen so selten und unbestimmt, dass man nur darauf aufmerksam zu machen hat dass sie doch vorkömmt. Denn, wenn der Däne ssagt: *ja*, *på det lag*, (*ja*, warum nicht gar), so hat man in dem letzten Worte ein Beispiel des dunkeln *a* im Gegensatz des hellen *a* und *å* in *ja* und *på*. So ist das *a* in *hast* ein anderes als in *hale* (Schwanz), so in *hat* und *halv*, *varm* und *barn* und zwar abgesehen von der Länge. *å* oder *aa* ist durch seine Neigung zum *a* hell, z. B. *saa*, so, *aatte*, acht, *braad*, Stachel und wird dann wie ein sehr helles, offenes *o*, wie in *offen*, *stolz*, *torte*, *Pforte*, engl. *o* in *other*, *au* in *Aubert*, *o* in *Robert* (franz.) *cotte-maille* u. *hotte*, Korb gesprochen. Das geschlossene, mehr gedehnte *å* in *saar*, Wunde, *aal*, *gaas faar* (Gans, Schaf) *saae* säen, kann nicht wohl durch Beispiele aus dem Hochdeutschen erklärt werden, wohl aber durch das Plattdeutsche, welches diesen Vokal sehr liebt, so Aal, Water, Vader. Doch giebt es Hochdeutsche welche Thor. *stultus*, um es von Thor, Pforte zu scheiden, und empor, vor u. s. w. so aussprechen dass es mit dem dänischen *vaar*, Frühling reimt. Es ist ganz richtig dass dieser *å*-Laut zwischen *a* und *o* einen Mittelton bildet, dessen richtige Aussprache sehr dadurch bedingt wird dass man vom reinen *o* sich entfernt und den

Ton mehr aus geöffneter Tiefe hervortreten lässt. Das englische *oa* entspricht ihm zunächst. Dann *ô* in *côte*, *o* in *hors*, *encore*, *sauver*. Im Nordischen ist dieser Vokal constitutiv, häufig und durchaus nicht durch Verbastardung wie im Englischen und Plattdeutschen *a* entstanden. Das Nordische war von Grund aus vokalischer als das Deutsche und bedurfte durchaus eines eigenen Vokals um in den vielen Nüancirungen zwischen *a* und *o* sich zu orientiren. Eignen Sie sich daher eine sichere, helle Aussprache des *aa* oder *å* an, so wird Ihnen das Eigenthümliche der Sprache in dieser Richtung zugänglich. Es ist begreiflich dass das helle *o*, z. B. in *colli*, *olla*, *toll*, *soll*, sehr viel Ähnlichkeit mit dem nordischen *å* hat. Dennoch ist ein Unterschied da in der Ründe des Klangs. Das dunkle *o* in *oben*, *oder* ist leichter vom *å* zu scheiden; so ist *rode* ausroden total verschieden von *råde*, rathen. Beispiele sind *sol* (Sonne) *stol* Stuhl, denen *sål* Sohle und *staal* Stahl entgegenstehen. Die Aussprache des *å* zu treffen giebt *Rask* das franz. *encore* als *Paradigma*; *au* in *saule* giebt das helle *å*, in *aune* das dunkle *å*. Ich glaube dass wenn Sie das deutsche „*soll*“ oder *Stoll* aussprechen und den alsdann eintretenden offenen *o*-Laut lange dehnen, Sie es richtig treffen werden. Giebt aber die Dehnung des hellen kurzen *o* das dänische *å*, so ist das dänische helle *o* wiederum schwer zu beschreiben; denn es kommt selten so vor dass es nicht durch den *å*-Laut ersetzt werden könnte. *Told* Zoll, *loppe*, Floh, *kop*, Tasse, *hoppe* sind Beispiele des offenen *o*, die mit dem offenen *å* stark stimmen, wie denn auch das dunklere *o* in *hob*, *bog*, *broget* schwerlich vom tiefen *å* zu scheiden ist. Doch ist in *sove*, *doven*, *ovn* (schlafen, faul, Ofen) das *o* weder *å* in der Aussprache, noch dunkles *o* und es zeigt sich mithin in der Sprache ein wesentlicher eigener *o*-Laut, verschieden von jeder Art des *å*-Lauts. So auch *lod* Loos. Wichtiger

aber in der Sprachformation ist das dunkle, geschlossene, niedrige, dumpfere *o* in *bro*, Brücke. *Ko*, Kuh, *bo*, wohnen, so *Sau* u. s. w., weil es einen bestimmten Beweis giebt dass das *å* ein vom *o* generisch verschiedener Vokallaut ist. Dies gewöhnlich auch lange *o* ist=*oh* in wohnen. Das *u* ist im Dänischen gleichfalls sowohl offen, *fuld*, *muld*, *guld* (voll, Erde, Gold), wie in *rund*, *bunt*, *muss*, als dunkel, dumpf, geschlossen, *hud*, *huus*, *lud* (Haut, Haus, lange), wie im Deutschen *Du*, *Ruh*, *zu*. Mit der Länge hat diese Unterscheidung nur zufällig Gemeinschaft, wenn gleich das tiefe *u* meist lang ist, wie das griechische *ou*. Die Aussprache ist leicht, da sie mit dem lateinischen, italienischen und deutschen zusammentrifft. Indess giebt es im dänischen zwischen *o* und *u* jenen Mittelton, ein *o* das fast wie *u* ausgesprochen wird, nemlich *Bom* (Baum, als *barrière*.) *Rom*, *Rhum*, *Ost*, *Käse*, *Vomb*, (Bauch), *Bonde*, *Bauer*, *Borre*, *Käfer*, *sort*, schwarz, *ond*, böse, *frossen*, gefroren. Bedenkt man dass dieser Laut weder ein *o* noch ein *u* ist, so wird man einsehen weshalb ich keine zwei Schriftzeichen für *ö* nöthig halte; denn man müsste dann auch ein Zeichen für diesen dumpfen Mittelton verlangen, der zwischen *o* und *u* liegt. Das *e* hat offenbar einen hellen und hohen, und einen dunkeln, stumpfen Laut in allen Sprachen. Natürlich hat jenes viel Ähnlichkeit mit dem *ä*, wie helles *o* mit *å*. Die Verschiedenheit liegt in seinen Nüancen, namentlich der Schärfe und der Hinneigung des *ä* zum *a*. Sonst ist *e* in *hest* Pferd *gjerrig* geizig *hellig* heilig sehr ähnlich dem *ä* in *stärke*, dem *e* in *stellen*, *Welle*, *bellum*. Das dunkle *e* in *bred*, *lede* suchen, wird oft zum *ee*, *seen* spät, *een* einer, *leed* überdrüssig, und entspricht dem dunkeln, stumpfen, deutschen *e* und *eh* in *gehen*, *lesen*. Zuweilen neigt sich das *e* zum *i* wie *i* oft zum *e*; es ist dies ein Mittelton, wie sie die wirkliche Aussprache in den gebildeten Sprachen

leicht mit sich führt, ohne besondere Bezeichnung. So in *ved* bei, *med* mit, *smed* Schmidt. Im Deutschen ist der andere Fall häufiger, dass das *i* mit Hinneigung zum *e* ausgesprochen wird, wie in *still*, *schmilzt*. Das stumme *e* (*Schwa*) ist bereits genannt. Wenn auch nicht ausschliesslich ist es doch hauptsächlich zum *e*-Laut zu rechnen, wenigstens im Deutschen und Dänischen. Doch ist ein aushauchendes *e* dem Dänischen eigen und macht die Sprache weich, so in *bue*, Bogen, *stue* Stube, *grue* grauen, wo der Deutsche eine mehr prononcirte Silbe hat. Der Holländer spricht oft noch weicher *uwe*, der Engländer kurz, fest, vokalisch *ow* wo der Däne ein *e* hat. Dies *e* nimmt, wie auch in Vorsilben *bedrag*, *besyv*, *besøg*, wie im Besuch, einen Mittelton mit *ö*-Nüance an. Je ausgebildeter eine Sprache im Leben ist, desto mehr neigt sie sich zu solchen Mitteltönen die die tonlosen *e*-Laute verdrängen und die in der Schriftsprache ebensowenig bezeichnet werden wie der dunkle Mittelton zwischen *o* und *u*. Aus ähnlichem guten Grunde wird im Dänischen das *e* oft diphtongisch, wenn es weich und aushauchend mit *g* eine Silbe macht. So *jeg*, ich, sprich *jei*, *steg* braten, worüber selbst gescheute Dänen sich ärgern, obgleich es ein Fortschritt zum Wohllaut ist, wenn das Breite, Schrofte, Hohe im Ton vermieden wird. In ähnlicher Weise giebt das aushauchende *v* dem *e* einen fast diphtongischen Mittelton, der sich auf deutsch ebensowenig wie das *eg* wieder geben lässt. Dieser steht dem neugriechischen *v*, jener der irländischen Aussprache des *ei* in *either* oder dem holländischen *y* am nächsten. Mit halbem Ohr hört man dass *regn* wie Reg'n ausgesprochen weniger wohl klingt als *ryn* mit *ei*. Lassen Sie sich daher durch die Puritaner nicht irre führen. Mit ähnlichem noch offnerem *ei*-Laut werden die Fürwörter *mig*, *dig*, *sig* ausgesprochen. Beim *i* tritt der auffallende Umstand ein dass

das helle, offene *i* meist in Silben vorkömmt die gewöhnlich lang und gedehnt ausgesprochen werden, wogegen das dunkle *i* vor den kurzschliessenden und fliessenden *d*, *t*, *n*, *l*, *m*, *r* meist kurz gesprochen wird, so dass es sehr schwach zum *u* oder *e* hinstreift, also etwas mitteltönig wird wie *dirre* = schwirren *rille*, *glimmer*, *ild* Feuer *vil*, *spid*, *ting* Sache, *mindre*. Der englische Mittelton *i* vor *r* in *mirth*, *dirt* ist noch stärker. Das Deutsche hat überhaupt wenig Mitteltöne, und so auch diese nicht. Übrigens ist die Aussprache des dänischen *i* wie die des italienischen, rein, scharf, bestimmt und ich warne daher sehr vor dem *Levin'schen* Fehlgriff, der die schönsten *i* wie *e* aussprechen lehrt. Das *ä* wird im Dänischen *æ* geschrieben und fällt sehr mit dem *e*-Laut zusammen, doch also dass es mit bestimmterer Färbung des *a*, auch weit öfter dunkel vorkommt als hoch und hell. So hat *hæl* Hacke weniger vom *ä* als *held* Glück; *være* sein, *ære*, *bære* tragen u. s. w., zeigen dass das *ä* im Allgemeinen lautet wie in Ähre. Hell pflegt es kurz zu sein wie in *Læs* Fuder, verschieden von *læs*, *lies*, *blæs* blase, wo die Aussprache der deutschen des *ä* entspricht, wie in *mäh'*, *säe*. Das Wesen des *æ* besteht in dem grössern Zusatz vom Brustton, in der *a*-Färbung. In den meisten Sprachen ist der Gebrauch des *æ* und *e* schwankend. Sie werden oft verwechselt und da das Dänische Festigkeit und Regelmaas noch nicht erlangt hat, so kann man noch nicht sagen wie dereinst die Lettern und Laute bestimmter geschieden und gesprochen werden. *Rask* hat hierüber das Weitere eingeleitet. Möchte er würdige Nachfolger finden. Zunächst sollte man wirklich in allen mit *a* und *å* Umlaut versehenen Worten *ä* schreiben und sprechen, also *hjælp*, *gjælde*, *skjæl* Schuppen *stæmpel* *hjærne* oder *ä* *bjärg* *fjäld*, *själden*, *skjälde*, *gjäst*. Man thut es aber noch nicht. Gebrauch und Logik haben sich noch nicht

ausgeglichen; also auch *sjæl hjælm jærn* Eisen. Dies nur beiläufig, so wie ich auch nur beiläufig die entstellende Lehre *Levins* erwähne, welcher das flüchtige, verbindende, sogen. stumme *e* ein dunkles *ä* nennt, obgleich der Grundcharakter des *ä* grade in der grössern Beimischung des Brusttons zu suchen ist und eine stumme und zugleich stärkere Betonung schon an sich Unsinn ist. Wie wenn man dies *e* das *ai muet* nennen wollte! — Überhaupt hat es zur rechten Ordnung, selbst bei *Rask*, noch mehr bei *Levin*, gefehlt dass der durchstehende Gegensatz in der Aussprache jedes Vokals, den ich als hell und dunkel (hoch, niedrig; offen, stumpf u. s. w.) bezeichnet habe, nicht anerkannt ist. *Grimm* fehlt darin dass er die Länge oder Kürze als den constitutiven Gegensatz voranstellt, der doch nur in der Prosodie rationelle Bedeutung hat, wenn er gleich materiell auch als kurz und gedehnt sich nachweisen lässt. Solche Grundfehler geben der ganzen Erörterung eine schiefe Richtung, einen durch Unklarheit in den Elementen unfasslichen Charakter.

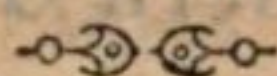
Vom *ö* habe ich schon geredet. Der Unterschied des Hellen und Dunkeln kommt bei ihm stark zum Vorschein. Wird er richtig festgehalten und angewandt, so bleibt kaum Raum für zwei Vokale. Denn bei jedem müsste doch wieder ein Gegensatz des Dunklen und Hellen angenommen werden. Ich verwerfe dies, wie gesagt, auch nicht entschieden; es müsste dann der *ü*-Laut in *Kjød* Fleisch, l. fast *kjyd*, *skjotte*, sich kümmern, *støtte*, *røst* Stimme u. s. w. für die dunkle, *ø* in *kjøbe*, *støbe*, *røbe* für die helle Aussprache des geschlossenen *ø* gelten. Dann müsste ein *ö* in *höne*, Huhn, wie in Töne, schon als dunkel im Gegensatz von *større* grösser, wie in Hörner, als hell, den andern, offenen *ö*-Laut ausmachen. Mir ist dies jedoch zu gesucht; ich finde in jenem *ü*-Laut des *ø* einen Mittelton, ein *ö* mit *ü*-Färbung. Auch baut *Rask* seine starke Scheidung zweier getrennter *ö*-Vokale auf

schwierige und missliche Etymologie. Ich kenne nur ein helles und ein dunkles *ø* und einen Mittelton mit *ü*-Färbung, z. B. *løbsk*, von durchgehenden Pferden, von *løbe*. — Der *ö*-Laut ist übrigens, wie der *å*-Laut, eine der schönsten Zierden der dänischen Sprache, indem beide die Härte des deutschen *au* wohltönend ausgleichen. Das Französische verträgt diesen, auch im Dänischen nur mit erweichendem Mittelton vorkommenden, harten Doppellauter *au* gar nicht. Ebenso schön und flüsternd ist das vielfach vorkommende *ü*, dänisch *y*, = dem franz. u. holländ. *u*. Wie *ö* einen *ü*-Mittelton hat, so hat das *y* einen Mittelton mit leichter *ö*-Färbung, der jedoch von selbst bei kurzer, schneller Aussprache des *y* entsteht, wie in *lyst* Lust, *bryst*. Daher fällt beim *y* das helle und dunkle weniger auf und der Gegensatz mehr zusammen mit dem kurzen und gedehnten. Der Gegensatz ist übrigens wie im Deutschen Würde und führen. Die Aussprache des *y* in *hysse*, *tys*, *h'sch*, *myk* Mücke, ist kurz und scharf; ob eigentlich hell, wird erst deutlich durch Vergleich, besonders mit dem Holländischen; in *nyde*, *lyde*, *Jyde* (geniessen, gehorchen, Jütländer) ist es gedehnt und dunkel. Vielleicht sind scharf und gedehnt mehr anwendbare Prädikate. Vielleicht möchte man nur die zum *ø*-Laut sich neigenden dunkel nennen, alle andern hell, z. B. *lyd*, Laut; *knye* knurren. Im Ganzen erscheint er als Milderung deutscher Schärfe.

Ehe wir uns zu den Doppellautern wenden müssen wir einen radikalen Fehlgriff *Rasks* rügen, der die Vokale in harte *a å o u e* und weiche *æ ö ø y i* theilt. Der einzige Grund hiefür ist dass die harten Mitlauter *k* und *g* sich mit den weichen nur durch ein weiches Aussprechen, wie mit *j* vereinen. Die Vorstellung ist zu sonderbar als dass sie ganz unerwähnt gelassen werden könnte, besonders da es sich von selbst ergibt dass eine Eintheilung der Laute in hart und weich auf alle Sprachen Anwendung

finden müsste. Dies ist denn auch der Fall, nur in ganz anderer Richtung, nemlich so dass die Prädicate hart und weich, gelinde und scharf, auf die Aussprache fast aller Vokale passen, und dass einige nur mehr geeignet sind der weichen Aussprache zu dienen. Übrigens ist es ganz richtig dass das Harte und Weiche insbesondere in der Verbindung mit den Consonen und in deren Aussprache liegt und durch die subjective Weise des Sprechenden bedingt wird. Schroffe Übergänge, Kraft und Nachdruck können stets Härte und Schärfe hervorbringen.

ZWÖLFTER BRIEF.



Von den Doppeltönen.

Weit auffallender als der letzt gerügte Missgriff *Rasks* ist seine Vorstellung dass das Dänische gar keine Doppeltöne habe. Er will nemlich, was der Art vorkommt, in einen consonischen Zusatz auflösen. *Rask* scheint zu diesem Extrem durch zweierlei gekommen zu sein. Erstlich durch die im Dänischen schon früh Statt gefundene Vereinfachung der vielen isländ. Diphtonge; dann durch seine Kenntniss mehrerer Sprachen mit sehr prononcirten Doppeltönen, wie sie ihm im Dänischen nicht vorzukommen schienen, z. B. im Finnischen und Lappischen. Er verlangt zum Doppelton eine völlige Scheidung der Bestandtheile, wie Poët, *oui*; nennt selbst dän. *Uår* (schlechtes Jahr) *Bue* (Bogen), verlangt aber doch die Aussprache in einer Silbe (Schleifung der Töne). Dann aber auch scheint ihm das Nasale seines eigenen Dialekts, welches auch im Isländischen vorherrscht und es z. B., ungeachtet vieler Vokaltöne, vom Italienischen contrastirend scheidet, die Vorstellung consonischen Ausgangs der meisten dänischen Doppellauter bei-

gebracht zu haben. Halten wir die einfachen Begriffe und Wahrnehmungen fest. Zum Diphtong gehört die simultane Aussprache (in einer Silbe) zweier Vokale, also dass der eine den Laut anfängt, der andre ihn endigt. Die Probe liegt in dem Versuch fortgesetzten Aushauchs des Schluss-tons, welcher einen andern Vokal angiebt als den, womit der Laut anfang; z. B. *ei*, wo der Aushauch die Sibilation des *i* angiebt. *Rask* nimmt hier nur ein dem Vokal angeschlossenes *j* an, so wie im *au* des *av* in *savn*, *favn* einen dem *a* angeschlossenen *w*-Laut. Es ist dies offenbar unrichtig und eine Verwechselung des schönen Phänomens des Aushauchens der Silben mittelst der Laute, welche von einigen, im Widerspruch mit dem ältern Gebrauch, welcher die fließenden Consonen so nannte, Halbvokale, von andern wirklich Vokale genannt werden, welche aber an sich Hauche, Aspirationen sind, und zwar Hauchtöne, insofern sie vokalisch, Hauchlauter, insofern sie consonisch sind. Da nun diese Hauchtöne fast in allen Sprachen und namentlich bei Bildung der Doppeltöne vorkommen, so kann man diese nicht wohl abhandeln ohne sich mit jenen bekannt gemacht zu haben. Wir stellen jedoch voran dass es im Dänischen, wie in allen Sprachen, offenbar Doppeltöne giebt, wie *öi* in *stöi* Lärm *öine* Augen *ei* in *seire* siegen, *feire*, *feie*, *neie*, *au* in *navn* Name *ravn* Rabe, *rav* Bernstein; *ou* in *broute*, prahlen, *sogn* Gemeinde u. s. w. Dass *Levin* die eigenthümliche Ansicht *Rasks* bis ins Verkehrte überspannt und sogar gegen die Admittirung des Worts und Begriffs Diphtong oder Doppelton (*tvelyd*) eifert, ist schon begreiflich, wird Sie aber nicht irre leiten, da Sie der schlichten, natürlichen Auffassung zugewandt sind. Ich möchte wissen wie diese Gelehrten, die so viel bei *Höysgaard* geschöpft haben, nur den Namen ihres Lehrers ohne Doppelton ausgesprochen haben. Dass *Levin* die Meinung des alten

Sprachlehrers misverstanden hat, scheint mir klar; denn wenn dieser in der Aussprache des Diphtongs etwa anmerkt dass der eine Vokal sein Wesen, seinen Ton verloren hat und nur die Form, seinen tonlosen Hauch, an den andern abgiebt, so ist hierin etwas Wahres. In der Zusammenschmelzung können beide ihren Ton nicht ganz behalten, sonst erhielte man zwei Silben, wie in *hair*. Man unterscheide daher: einer überwiegt, so hört man seinen Ton hauptsächlich und der andere wird hauchend zu einem Laut in ihm verschmolzen; oder sie halten sich das Gleichgewicht, so hört man den Ton beider. Verlieren beide den eigenen Ton, so entsteht ein neuer einfacher Vokal, ein Mischton oder Übergangs- oder Mittelton, und weil *ä*, *ö*, *å*, *ü*, solche Übergangstöne sind, so hat man sie auch Doppeltöne genannt, ungeachtet das doppelte Element in einem dritten Laut ganz aufgelöst und nur innerlich oder verborgen vorhanden ist. Besser ist daher der Name, reiner und gemischter Vokal; und Mittelton für die unbestimmten, dazwischen liegenden Nüancen (Färbungen, wie ich es nenne). Nur falle man nicht in den alten, von *Levin* wieder als Schein-Argument wider Diphtongen überhaupt aufgewärmten Irrthum dass der Diphtong sich nach der Schreibweise richte, so dass z. B. das reine *u* im Französischen ein Doppellaut sei weil mit *ou* geschrieben. Die Schreibweise thut so wenig zur Sache dass z. B. im engl. *what*, jütländ. *hvad* ein Doppelton *ua*, wie im Französ. *ouatte*, *ouailles* gehört wird, daher auch die Eigenthümlichkeit entstanden ist dass Engländer zuweilen das *w* einen Vokal nennen. Natürlich können auch Dreilaute, Triptonge, entstehn, namentlich wenn ein Doppellaut noch einen vokalischen Anhauch oder Aushauch hat, wie in *ouailles*, im Holländ. *ouw*, *auw*, wo doch der dritte Laut einen blossen Hauch oder ein *schwa*, ein aushauchendes *e* ergiebt.

Ich glaube den Übergang zu der Lehre von den Mitlautern oder Consonen nicht besser machen zu können als indem ich gleich die von mir bezeichneten Hauchtöne hervorhebe. Der Mitlauter wird durch die Stellung und Wirksamkeit oder Bewegung des Tons mittelst der Sprachwerkzeuge hervorgebracht, welche den auszusprechenden Ton, der stets vokalisch ist, nöthigen eine veränderte Form anzunehmen. Diese auf den Ton einwirkende, ihn artikulierende Form wird, wie bekannt, durch Stellung und Operation der Kehle, des Gaumens, der Zunge und der Lippen, secundair auch durch Zähne und Nase bestimmt und danach benannt. Das, was die mitlautende Formbildung des Brusttons vermittelt, ist der Hauch, welcher in seinem Ursprunge sich als reiner Brusthauch darstellt und ein einfacher auf den Ton ausgeübter Eindruck oder Druck ist. Diese erste einfachste Artikulation des Brusttons ist der reine Brusthauch, das *h* entweder als Ansatz zum Artikuliren, oder als Aushauch des Tons. Er ist daher oft sehr unscheinbar, wird vernachlässigt (französisch) und weggeworfen (spanisch), zur blossen Aspiration' im Griechischen, und Verbindungsmittel in den meisten Sprachen, u. s. w. Dennoch ist das *h* das primaire Princip der Artikulation. Es ist der Geist der über den Wassern der Sprachwelt schwebt, das Vokalisches mit dem Consonischen verbindend und es scheidend.

Man halte nur fest dass das *h* als Anhauch und als Mitlautbeginn dem *a* als Vokal entspricht, so wird man leicht einsehen dass es einen ebenso reinen und bestimmten Aushauch geben müsse, welcher dem *h*, wie *u* dem *a* als schliessender Vokal, entgegensteht. Es ist dieses das blos hauchende, wehende *v*, welches dem *w*, *b*, *p*, *v*, *f*, u. s. w. in der Consonenbildung zum Grunde liegt, wie jener dem *ch*, *c*, *g*, *j*, *gj*, *gh*, *k* u. s. w. Vielleicht kann man als in der Mitte zwischen beiden, wie das *o* zwischen *a* und

u liegend, einen hörbaren *spiritus lenis* nachweisen. Ich deute hier nur an, erschöpfe und entscheide nicht. Es scheint indess dass dem Zungenvokal *i* ein sehr artikulierter Zischhauch, eine Sibilation, ein französ. *ch* oder schleifendes *j* und *g*, wie in *je*, *chant*, *gens*, engl. *sh*, deutsch *sch* entspricht, welches jedoch weit mehr consonisch ist, als jene primären Hauche *h* und *v*, die den reinen Brusttönen *a* und *u* entsprechen. Dies ist jedoch ganz in der Ordnung, denn schon das *exilis i* ist consonisch, im Vergleich mit dem Brustton. Es lässt sich mithin das Phänomen erklären, dass in weichen, schleifenden, aushauchenden Sprachen der blosser Hauch an die Stelle des entsprechenden Vokals treten kann und ihn vokalisch vertritt. Namentlich ist dies im Dänischen der Fall, wo die Nacktheit und Schroffheit des *i* und *u* durch den Hauch *j* und *v* gemildert und eine leichtere Verbindung mit den folgenden Lauten vermittelt wird. Die wirklich vorhandenen Doppeltöne werden daher mit dem ihrem Ausgangston entsprechenden Hauche versehen, mithin consonisch. Dem Zischlaut entsprechen die Zungenlaute *gi*, (*dji*) *dh*, *th*, *s*, *sh*, *sch*, *z*. Es fragt sich ob es desgleichen einen dem Gaumenton *e* entsprechenden Gaumenhauch gebe. Es scheint dies das gutturale *j*, im Dänischen *jeg*, engl. *ye* ihr, *yellow*, das rein aspirirende *ch* ohne Zischen, das holländ. *j* und *y* z. B. in *youw* euch, *juist* grade, *J* in Jude, Jüte, das lat. *j* in *jus*, deutsch *just*, *jung*, *jubel*, spanisch *y*, zu sein. Denn ein *i* ist es nicht, ein schleifendes und zischendes *j* wie im Französischen *juif*, *je* ist es auch nicht, noch weniger ein *g*. Im Lateinischen fiel die Aspiration *v* ganz in eine Letter zusammen mit ihrem Vokal. Vielleicht kann man das nasale *gn*, *n* mit dem Gaumenhauch in Verbindung bringen. Ich überlasse die Ausführung und Entscheidung Leuten die mehr darüber nachgedacht haben. Doch scheint es dieses, dem *e*

entsprechende *je*, welches man vom Zischjod scheiden sollte, durch welches man das *i* in den Doppeltönen *ai*, *ei*, *öi* dänisch *eg*, *ög* bloß mitlautend ersetzen will. Die meisten Sprachforscher werfen Kehle und Gaumen zusammen und nennen die Gutturalen Gaumbuchstaben, daher die Untersuchung über den Kehlhauch und Gaumenhauch hier zu weit führt. Ich werde später darauf zurückkommen. Hier haben wir es mit den Doppeltönen zu thun und nachdem wir ihre natürliche Verbindung mit den Hauchlauten erkannt haben, ist es gleichgültig geworden ob in der Aussprache der Doppeltöne ein Hauch mit verschmolzen wird oder nicht. Die doppeltönige Beschaffenheit wird dadurch nicht aufgehoben, sondern nur modificirt oder artikulirt. Wohl aber ergiebt es sich als Resultat, dass wo ein Hauch eingeschaltet werden soll, selber auch in der Regel durch ein Schriftzeichen angedeutet werden sollte. Es ist daher die Raskische Theorie, dass gewisse weiche Vokale in Verbindung mit gewissen Mitlauten von selbst ein *j* verlangen, sehr unzweckmässig. Er könnte höchstens sagen dass die Schweden das *j* in solchen Fällen auslassen. Der Gebrauch macht dass man das Zeichen nicht vermisst; aber zu billigen ist es nicht, wenn man nicht, wie im Englischen, die Schreibweise für ganz gleichgültig und bloß conventionel ansehen will, so dass der Engländer z. B. *yacht* schreibt und *jod* spricht. Es ist daher auch ganz widersprechend dass *Rask* in andern Fällen ein *j* schreibt, behauptend z. B. in *hjelp* sei ein *j* und müsse daher auch geschrieben werden, in *kjær* aber sei kein *j* vorhanden, sondern es werde von selbst so gesprochen, als ob es da wäre. Ich meine, wo es gesprochen wird muss es in der Regel auch geschrieben werden. Nach *Rasks* Regel müsste man *kyholm* und *kysse* von selbst *kjyholm* *kjysse* aussprechen, welches grundfalsch ist. Er schreibt *kød* statt *kjød*. Die Sache ist

wohl der Widerlegung werth, aber kaum einer langen Überlegung. Constitutiv weiche Vokale giebt es kaum; ich verweise auf *Chladnis* richtige Bemerkung über die Weichheit und Härte der Consonanten, die in dem Allmählichen und Plötzlichen, der geringern oder grössern Kraft zu suchen ist. Diese gelinde oder scharfe Weise der Aussprache ist aber auf alle Vokale anwendbar. Ich bitte Sie sich daher weder von *Rask* noch vom „Fædreland“ verleiten zu lassen *kærlig* statt *kjærlig* *købe* statt *kjøbe* zu schreiben.

Die übrigens nicht zahlreichen Doppeltöne sind grade eine der schönsten Zierden der dänischen Sprache, indem sie mit ausgleichender Aspiration, selten schreiend, meist gedämpft, weich und dunkel ausgesprochen werden. Denn die helle Aussprache der Doppeltöne macht dieselben leicht schreiend und kreischend, wie Sie es im Deutschen vernehmen, welches leider an diesen, dem Französischen ganz unbekannten hellen Doppeltönen einen zu lauten Überfluss hat. Übrigens liebt das Dänische die Gutturales vor den Sibilantes.

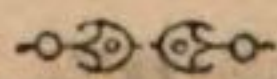
Das *ai* kommt selten vor, meist in Fremdwörtern wie *Caid*, *kai*, doch in *mai*, *kavai* Chenille, *hai* (Hayfisch) *bay* Bucht, wo es wie offenes *ei* mit *a*-Färbung ausgesprochen wird, mit grösserer Trennung der Töne, doch nicht so stark und schön wie das *aj* im holländ. *aai*. In *raja* wirkt das *j* erst vokalisch, dann consonantisch, als wenn *rai-jah* stände. Ähnlich in *Najade*; weniger in *Bayadere*. Dagegen ist *ei* als *eie*, *vei* Weg, = dem deutschen *ei*, ein reiner, sehr gewöhnlicher Doppelton, *feie*, *seig*, *leie*, *veie* und oft mit *eg* gleichlautend, so wie es auch oft aus Worten entstanden ist, die sonst ein *g* zeigen, z. B. *pleie*, *seire*; *neie*, *seil*, *speil*. Ungeachtet des *Grimm'schen* Widerspruchs muss ich das *ei* von *eg* für ganz homogen, wenn auch nicht immer für identisch mit *ei* halten, so *regn*, *negl*, *Leg*. Die Ursache habe ich schon angegeben und sie tritt vielfach im

Dänischen hervor, wo die Zusammenziehung dehnender Laute und Silben den Doppelton heischt und verursacht; so *degn* *diaconus*, *segl*, *sigillum*, *tegl* *tegula*. Ich will nicht allen solchen Zusammenziehungen, zu denen die Dialekte sich hinneigen (*skab* als *skau*, *lag* als *lau* u. d.) das Wort reden; *est modus in rebus*. Im Allgemeinen aber sind die Doppeltöne eine Verschönerung der Aussprache, eine Vereinfachung und Abkürzung, die z. B. das Englische auszeichnet. Es dient daher *Rask* und seinem nachbetenden Opponenten *Levin* sehr zum Vorwurf, (*bebreidelse*) dass sie die Doppeltöne verdrängen wollen. Wohl aber giebt es Nüancen, so dass das *ei* zuweilen ganz offen, zuweilen wie *Rasks* *ej* klingt, nemlich wie im Norwegischen *leit*, unangenehm; namentlich sollten die nordischen Namen *Einar*, *Eilif*, *Leire* und die meisten *eg* mit solcher Nüance gesprochen werden. Das ganz offene *ei* hört man in *keitet*, linksch, *Keiser*, *Sveits*, *sveise*. Einzelne *ei*, wie *veir* Wetter, werden wie *ä* gesprochen. Überhaupt aber ist es der Poesie wegen schon zu wünschen dass die Freiheit verschiedener Aussprache möglichst vorbehalten bleibe, obgleich der Dichter schwerlich *meg'n* auf *regn* reimen wird.

Mit dem *øi*, = dem deutschen *eu* hat es grade dieselbe Bewandniss wie mit *ei*, nemlich *øg* wird oft unter ähnlichen Verhältnissen zu *øi*; *øie*, Auge *møie*, Mühe *nøies*, sich begnügen *støi* Lärm sind durchaus doppeltönig und *møg* Mist *røg* Rauch, *løgn* Lügen, *gjøg* Kukkuk sind wenig dunkler und consonantischer als *øi*, welches wie *ei* meist Umlaut von Worten ist, die *g* haben, wie *drøi*, *øie*, *føie*, daher auch *løi* præt. von *lyve* lügen. Dennoch nehme man sich sehr in Acht, diesen Umlaut nicht zu weit auszudehnen; *søge*, *øge* sind nicht diphtongisch. Noch giebt es ein *oi* dessen Aussprache als *oj* sich zu verlieren scheint und doch festgehalten werden sollte, wie *boie* Booje. Dass aber das

v an sich nicht jenen Ton hervorbringt, den *Rask* an die Stelle des Doppeltons setzen will, sieht man an *sløv* schlaff, *tøv*, wart, *løv* Laub, so wie an *gjæv* brav *skjæv* schief, die nur in bezeichneter verwerflicher Weise in den Dialekten doppeltönig werden. *Au*, in der Rauheit wie im Deutschen, kommt kaum vor, meist *av* geschrieben behält es den *v*-Aushauch; *taug* schwieg, *hauge* Garten, *laug* Gilde *saug* Säge, sind wenig offener als die gewöhnlichen *av* in *avl* Erzeugung, *navl* Nabel u. s. w. Doch auch *ag* vor *n* kann ähnlichen Laut erhalten. *Sagn* Sage, *nagl* Nagel; dunkler schon ist das *ou* in einigen Worten, wo es fast wie *au* lautet, z. B. *toug* Tau. Das *v* als solches ist der dem *u* entsprechende geschlossene Hauch; daher die natürliche Verwandschaft und Verwechselung; am Anfang der Silbe zeigt sich die consonische Beschaffenheit, ohne dass sich die *u*-Färbung ganz verliert. *Vand* Wasser, *mave* Magen, *rave* tapsen, *lave* bereiten beweisen dies; *benauelse*, obgleich fremd, kann sicher nicht ohne Doppelton gesprochen werden, *forbause* wird zwar zuweilen mit *v* geschrieben, ist aber durchaus doppeltönig; *au*, *ou*, *ov*, *oug* machen einen dem engl. *ow* holl. *ouw* entsprechenden Doppelton den der Hochdeutsche leider nicht hat. So *Poul*, *skov* Wald, *rov* Raub, *ploug* Pflug. Dagegen hat *og* der Analogie von *eg* und *øg* noch wenig nachgegeben. Man sagt *pog* Junge *kog* koche *kogle* zaubern.

DREIZEHNTER BRIEF.



Die dänischen Mitlauter oder Consonen.

Chladni bemerkt mit Unrecht dass der Name Mitlauter für die Consonanten nicht passe, weil sie zum Theil ohne Beihülfe der Vokale einen andauernden Laut erhalten könn-

ten. Es liegt ganz in der Natur der Sache dass die durch die Sprachorgane geweisigten Töne stets etwas von der Bruststimme oder vom Brustton in sich aufnehmen, ohne welches sie unhörbar sind. Jede artikulierte Silbe hat einen Selbstlaut, einen Vokalton, an welchen sich die mitlautenden oder consonirenden Wortformen knüpfen und lagern. Daher ist die Benennung Mitlauter sehr wohl ausgedacht. Übrigens würde ich nichts dagegen haben wenn man auf deutsch eine eigene Benennungsweise einführte, so dass die Vokale Töne, die Mitlauter Laute genannt würden. Auch habe ich in diesen Briefen die Vokale meist als Töne bezeichnet. Man darf den Umstand nicht unbeachtet lassen dass der Hauch ebensowohl von aussen einwärts gehend artikuliert werden und die Consonen formen kann, als er, als Träger des Brusttons gewöhnlich auswärts geht, so wie dass die den Mitlaut bildende Thätigkeit der Organe beim Auslaut zwar an sich dieselbe ist, wie beim Einlaut, jedoch in grade umgekehrter Richtung. Das *b* in *ba* ist dasselbe wie in *ab*; aber im Einlaut ist es öffnend, im Auslaut schliessend. Im *el* wird der Zungenschluss erst hervorgebracht, von dem man im *le* öffnend ausgeht. Die Beschaffenheit eines Mitlauts zu erkennen muss man denselben unter beiden Gestaltungen gleichmässig beobachten.

Ich habe die Theorie *Chladnis* über die Vokalbildung, ungeachtet ihrer anscheinenden Einfachheit, nicht für ausreichend halten können, weil sie zwar die Hervorbringung der Töne beleuchtet, nicht aber ihr Wesen erklärt. Noch weniger aber kann man seiner Lehre von den Mitlautern beitreten, wenn gleich seine Bemerkungen über deren Hervorbringung einen aufklärenden Werth haben. Er rechnet nur 15 Mitlauter, 1) Verschlusslaute, *a*, der Lippen, *b* und *p*; *b*, des Gaumens *d*, *t*; *c*, der Kehle *g* und *k* (*c*, *qu*, *ch*) bei welchen allen er Mund und Nase verschlossen erachtet.

2) Nasenlaute, bei denen der Mund verschlossen wird, die Nase offen bleibt, als *a*, nasalen Lippenlaut *m*; *b*, Gaumenlaut *n*; *c*, Kehllaut *n* oder *ng* wie in *singen*, *ombre*, *onze*. 3) Stemm-laute, *a*, der Lippen *f*; *b*, der Zungen *l*; *c*, des Gaumens *j*. 4) Zischlaute durch Annäherung der Sprachwerkzeuge die den Luftstrom drängen, nemlich *a*, der Lippen *w* (*v*) *b*, der Zunge *s*, *c*, des Gaumens *sch* (*g*, *j*), *d*, der Kehle *ch* oder *g*. 5) den Zitterlant *r*; 6) den Hauchlaut *h*. Dieselben Mitlauter theilt er aber nach den agirenden Werkzeugen in 1) Lippenlaute *b*, *p*, *m*, *f*, *w*. 2) Zungenlaute *d*, *t*, *n*, *l*, *s*, *r*. 3) Gaumenlaute *j*, *sch*. 4) Kehllaute *g*, *k*, *n*, *ch* und das unvollkommene *r*. 5) Lungen- oder Hauchlaut *h*. Das Unvollkommene dieser genetischen Theorie besteht darin, dass weder die Nothwendigkeit der Eintheilung, noch die Eigenthümlichkeit der Artikulation klar hervortritt, wie denn auch die Nase eine gleichsam verkehrte Rolle spielt, insofern die nasalen Töne grade dadurch entstehen, dass der natürlich auch durch selbe ausgehende Hauch verhindert wird durch dieselbe auszuströmen und also ein nasaler Druck auf den Ton ausgeübt wird. Dies benimmt dieser genetischen Theorie ebensowenig ihren Werth als die ältern Vorstellungen zu verwerfen sind, weil sie nicht völlig ausreichen. Die alte Lehre theilt die Mitlauter gewöhnlich erst nach den Organen in Gaumenlaute *c*, *g*, *k*, *ch*, Zungenlaute *d*, *t*, *n*, *l*, *r*, *s*, *z*, und Lippenlaute *b*, *p*, *f*, *m* nebst den Zusammensetzungen und Aspirirungen derselben *x*, *tz* (*ts*) *ps*, *ph*, *dh*, *th* u.s.w.; dann nach den Eigenschaften; *a*, in Halbvokale *l*, *m*, *n*, *r* als *liquidæ* nebst dem Zischlaut *s*; *b*, in klanglose (*mutæ*) die als *aspiratæ*, *medicæ* und *tenuæ* für die Lippen *f* (*ph*), *b*, *p*, für den Gaumen *ch*, *g*, *k*, für die Zunge *th*, *d*, *t* ergeben, und 3) die Zusammengesetzten, wie oben. Zur Ordnung der Laute und Lettern genügt diese Theorie, unter

Vorbehalt der durch jede Sprache gebotenen Modification. Als wirklich erklärend und erschöpfend giebt sie kein genügendes Resultat. *Levin* hat selbe nach *Rask* unter etwas veränderter Gestalt aufgenommen, indem er die Mitlauter in klanglose (*mutæ*) fließende *r, l, n, m* und halblautende *h, j, s, v* unterscheidet und die erstern wieder in *palatinas k, g* *linguales t, d* und *labiales p b, f, v* theilt, von welchen *k, t, p, f* hart, *g, d, b, v* weich sind. Auch diese Theilung giebt weder Einsicht in die Genesis, noch Vollständigkeit, und er ergänzt seine Tabelle für die dänische Sprache durch Hinzufügung des hauchenden *d* und *g*, des schwachen *j* und *v*, des weichen *gj* und *kj* und *ng*. Gehen wir zurück auf die Quelle aus welcher *Levin* schöpfte, auf *Rask*, so tadelt er *Chladni* weil selber die *gutturales*, die Kehllaute nicht recht in Betracht zieht; in seiner unmittelbar darauf, nach indischem Beispiel angegebenen Ordnung, (§ 68 der dänischen Rechtschreibungslehre), vermisst man diese Kehllaute jedoch gleichfalls. Er führt an 1) Gaumenlaute *k, g*, mit allen ihren Nüancen. 2) Zungenlaute *t, th, d, dh, n*. 3) Lippenlaute *p, f, b, m*. 4) Halbvokale *j, v, w*. 5) fließende Laute *l, r*. 6) Zischlaut *s*. 7) Hauchlaut *h*. Doch, da weder eine gelehrte Kenntniss der bisher versuchten Systeme, noch die Ausarbeitung einer eigenen Theorie hier in meiner Absicht liegt, so dürfte es passend sein vorläufig den praktischen Zweck vorwalten zu lassen und die einfache Mitlautreihe hier einzuschalten die jener grosse Kenner seiner eigenen Sprache, als im Dänischen vorkommend, angiebt und selbe, wo es nöthig scheint zu ergänzen; dann aber die eigene Ansicht daran knüpfen.

1) Das *b* ist im Dänischen etwas weicher wie im Deutschen; kommt auch verhältnissmässig mehr vor wie *p*. Vor *t* nimmt es im gemeinen Leben Färbung von *v* an, wie das *b* der Griechen überher; so *døbt* fast wie *dywt*,

kjöbt. Die feine Sprache vermeidet dies noch. Das deutsche *b* ist, infolge jenem Streben zum Weichen, oft in *v* übergegangen; so *stav*, *rov*, *give*, *gav*, *grav*.

2) *c*, *Rask* lässt es aus, weil es, wo es wie *k* lautet, auch durch *k* ersetzt werden sollte, übrigens aber wie das dänische *s* laute und dies daher passend in seine Stelle trete. Auf ähnliche Weise schliesst er *q*, *x* und *z* als fremd aus und schreibt statt *qu* *kv*, statt *x* *ks*, statt *z* ein *s*, welches an sich scharf ist. Dieser Puritanismus ist unleidlich, verwerflich und vom Sprachgebrauch bisher auch verworfen. Denn, wenn weder der ganz weiche *s*-Laut der Deutschen und des holländ. *z*, noch der stark geschärfte des *z* und *zeta* in der dänischen Aussprache üblich sind, so sollte man, wo nicht den Gebrauch, so doch die Andeutung der fremden Laute selbst gestatten. Kein vernünftiger Grund kann uns nöthigen alle Doppellaute in ihre Bestandtheile aufzulösen und diese, also *ks* statt *x* zu schreiben. Die Ausmärzung der fremden Schreibweisen, bei doch eintretender Aufnahme des fremden Worts, wird oft lächerlich und unästhetisch und wenn z. B. die Engländer selbst *Brougham* statt des ausgesprochenen *broom* schreiben, so sollten wir uns nicht erlauben den Namen — als *bruhm* — der deutschen Schreibweise der Laute zu unterwerfen. Daher ist es höchst unangenehm auffallend wenn der Schwede das Wort *mouvement* als *muvemang* naturalisiren will. Es giebt Worte die entweder durch blossen Gebrauch oder aus guten Gründen bei der Nationalisirung unter Fremden verändert worden, z. B. Mönch, Pfingsten, Kloster, Kaiser, Koch, Pfau, Käse. Jetzt aber sollte man nur nach Gründen handeln und daher keine Änderungen ohne begründete Theorie sich gestatten, daher nicht Randewu schreiben, sondern für fremde Wörter auch die fremde Schreibart wählen. Auf diese Gründe gesehen darf man im

Dänischen weder *Sisero* statt *Cicero* noch *Julius Säsar* schreiben, sondern wenn man eine Gaumensibilisation im Dänischen nicht in der Aussprache findet, es wenigstens in der Schreibweise beibehalten und sich selbst Anlass geben auch die Aussprache möglichst durch die rechten Töne zu bereichern. Daher ist und bleibt *c* eine nothwendige Letter des dänischen Alphabets; nur möge man gern anmerken dass es fremd ist, und hart wie *k*, weich wie ein weiches *s* mit scharfzischenden Anlaut ausgesprochen wird, wie *s* im franz. *sang*. Dies wollen wir uns für die später folgenden *q*, *x*, *z* auch merken und sie in die *Raskische* Letterreihe einschalten, wie hier das *c*. Es liegt aber der Grund des Beibehaltens der, zur schriftlichen Darstellung der eigenen Sprachklänge nicht erforderlichen Lettern, nicht in der ästhetischen Reproduction fremder Wörter allein, sondern in der Sprache als solcher liegt ein tieferer Grund für die Bewahrung der Varietäten. Wird es z. B. zugegeben dass im Römischen *c* dem spätern *k* entsprach, welches seiner Entstehung nach nur ein *c* mit dem Strich davor ist, so kann man, bei der Frage: was das *q* solle, da es doch nur als ein *k* oder *c* in der Verbindung mit *u* oder *v* vorkommt, nicht anders als eine Betrachtung darüber anstellen, welche Gründe die Römer wohl gehabt ein solches *q* neben dem *k* zu adoptiren, also *quatio* zu schreiben, nicht *cvatio* und, falls ein Grund da war, sich seine analoge Anwendung offen halten. Ohne nun in diese hier ungehörige Betrachtungen tiefer einzugehen bemerke ich dass dem Gaumenlaut *k* wohl ein tieferer Kehllaut *q* in Verbindung mit dem tiefen *u*-Ton entsprechen könnte, dessen Bezeichnung durch dieselbe Letter eine Unvollständigkeit ergeben würde. Es ist daher nicht allein das *q* nöthig um *Quito* und *Qualität* richtig, und nicht *Kwito*, *Kwalität* unverständlich zu schreiben, sondern weil ein seinem Wesen nach anderer

k-Laut für die Verbindung mit dem tiefen *u* passend ist. So scheint es mir namentlich eine unzulässige Enthaltksamkeit die Letter *z* und deren Begriff auszuschneiden und sich selbst die Möglichkeit zu benehmen den scharfen, reinen, zurückgehaltenen, die Aspiration vermeidenden *z*-Laut zur Anwendung zu bringen, der sich zudem, gleich dem *ck*, im Isländischen findet. Ich bin sogar geneigt in dieser Richtung weiter zu gehen, als man sich bisher erlaubt hat, und für die fernere, rationellere Zukunft der dänischen Sprache die Wiedereinführung der verlorenen, ursprünglichen, im Isländischen fortbestehenden Lettern *th* und *dh*, das Thot und aspirirte *d* in Anspruch zu nehmen. Das *x* findet sich nicht allein im Isländischen, sondern in der dänischen Schriftsprache allgemein. Das Wegwerfen dieser Letter ist eine wahre Thorheit, die aus der zu grossen Consequenzmachelei im vermeintlichen Vereinfachen bei *Rask* hervorging. Hüten wir uns vor unbedingter Nachfolge, insbesondere vor der eigenthümlichen Fehlgriffe grosser Ingenien. Also, ohne *c* kein Abc. Thatsächlich aber fehlt den Dänen das *ch* und *sch*. Weder der gutturale, noch der linguale, zischende Hauch ist im Dänischen vorhanden, es sei denn in einzelnen Fremdwörtern. Es wird zu *sk* oder *skj*.

3) *d* hat, nächst dem reinen deutschen Laut, am Ende der Silben einen weichen, aspirirten Laut, den die Alten durch *th* und *dh* ausdrückten und welcher dem End-*th* der Engländer zunächst entspricht. Das *d* wird zuweilen so weich dass es nur als eine ganz leichte Aspiration oder gar nicht gehört wird. So namentlich vor *sk*, *st*, und selbst vor *s*, wenn dies nicht als *casus* den Genitiv bezeichnet, nach *l*, *n* wenn es mit diesen die Silbe schliesst, nach *r* in gedehnten Worten. Vor *t* fällt es von selbst weg, weil es im härtern *t* aufgeht, wie im deutschen Stadt, also in *stødt*, *flydt*, *nydt*, wo es durch Zusammenziehung statt *nydet* ge-

nossen, wie in *beredt* von *bereden*, *todt* von *getödtet* entstanden ist. Beispiele sind *bevidst*, *sidst* (letzt) *sledsk* listig-süss, *smidsk* schlaulächelnd (gewöhnlich nur verbal) *stald*, *fald*, *land*, *rand*, *krands*, *jord*, *mord*, *kaarde* Degen *haard*, *kreds*, *spids*, *ridse*. Wenn nun in allen diesen Fällen das *d* nicht mehr vernommen wird und in der Schrift nur zur Unterscheidung und Bezeichnung der Ableitung dient, wie im franz. (*grand*, *bond*), wo auch *t* stumm wird, *tant*, so müssen Sie sich vor der nachdrücklichen Betonung des *d*, als den Ausländer unwiderbringlich verrathend, in Acht nehmen; dann werden Sie auch die weiche Aussprache des *d* in *blad*, *død*, *sted* sich leichter aneignen können; denn sie ist dem Niedersächsischen nicht fremd, und wie sie *bedde*, *bidde*, *wedde* sagen, brauchen sie den Ton nur in der Mitte der fliessenden Aussprache beider *d* anzuhalten, so fallen sie *middeveken* hinein und haben das gehauchte dänische End-*d*.

4) *f* ist der geschärfte, pfeiffende, consonische Lippenhauch gleich dem *f* in andern Sprachen und, wie *v*, oft dem deutschen *b* entsprechend, wie *af* ab, wo *av* besser wäre.

5) *g* ist weich, guttural wie *g* in *gern*, *gehen*. In vielen Fällen wird ein *j* eingeschaltet oder gehört ohne dass, wie im Ital., Engl. und Schwed. der Kehllaut verloren geht oder seine Reinheit einbüsst. Dies ist schleifend, weichmachend, verbindend, und das *gj* nicht wie *dj* in *gentle*, *gennaro*, sondern wie das den Berlinern nachgesagte *g*, so *gialdt*, *gjord* Gurt *gjø* bellen *gjerning* Handlung. Im Ganzen ist das dänische *g* etwas weicher wie das deutsche, welches zuweilen etwas von der Schärfe und Härte des *gh* hat, besonders aber ist es am Ende ausser in wenigen, kurz und scharf mit *g* schliessenden Wörtern, wie *ryg*, *styg*, *hug*, aushauchend, wie im franz. *gue* in *langue*, so *dag*, *bjerg*, *tag*, *bælg*. Vielleicht wäre es richtig das scharf schliessende

g zur Unterscheidung zu verdoppeln, so wie auch die Etymologie wahrscheinlich den Grund zur sachten Aussprache an die Hand geben würde. Dass vor *t* das *g* vom gutturalen *ch* schwer zu unterscheiden ist, wird man von selbst hören. Einer reinen und doch weichen Aussprache des *g* muss man sich also im Dänischen befleißigen.

6) *h* ist dem deutschen *h* gleichstehend, wird jedoch nur in seltenen, meist aufgenommenen Fremdfällen stumm zur Dehnung der Silbe verwandt, von denen *Rask uhr, sahl, vahre, lehn, rehd, ah, ih* anführt. Der Gebrauch lässt indess *sal, vare, len* zu, so wie auch *Reed* oder *Rhed* besser ist als *Rehd*. Bei den Anrufungen ist dagegen das *h* genetisch richtig weil der Aushauch dem Ausdruck des Gemüths entspricht. Man sollte daher auch *oh, uh* u. s. w. schreiben. Es bleibt daher nur *uhr* als wirkliche, jedoch gleichgültige Anomalie nach. Das *h* kommt eigenthümlich zwiefach in Betracht, nemlich als eine dem Ursprung der Sprache entsprechende leichte Aspiration, die im Jütland. Dialekt sehr vernehmlich und fast noch stärker als im engl. *wh* nach dem *London-slang* gehört wird, so dass *hvor, hvad* fast *huor, huad* klingt. Diese Aspiration wird jetzt meist für stumm gehalten, darf jedoch nicht aufgegeben werden und ist jedenfalls von grosser etymologischer Bedeutung. Die alte Sprache hatte diesen Vorhauch auch vor *l n r* und es scheint analog dem fränkischen *ch* gewesen zu sein, z. B. *Chlodwig Chlothar*, wo der Nordwohne mit dem leichtern *h* auskam. Derselbe Aspirationstrieb scheint dem deutschen Augment ge zum Grunde zu liegen. Auch ist es dem *spiritus asper* beim griech. *r* zu vergleichen, hat sich jedoch, alte Namen abgerechnet, im Dänischen nur vor dem *v* erhalten, z. B. *hval* Wallfisch, *hvede* Waizen. Zweitens aber dient *h* zur gutturalen Aspiration des *j*, welches dadurch stärkern Hauch erhält als das palatale *j*. So in *hjerte hjælm hjul*. Diese

tiefere Aspiration verhält sich zum einfachen Gaumen-*j* wie das *q* zum *k*, dem es auch im Römischen virtuell entspricht wie *Rask* bemerkt, der *hvad* dem *quod*, *hvem* dem *quem*, *hvi* dem *qui* zur Seite stellt. Es wird jedoch jetzt wenig stärker gehört als *j* in *Jena*, indess es im Isländ. stark gehört wird und auch im Schwed. constitutiv ist.

Rask verwirft das in *thing* und *thi* ausnahmsweise bewahrte *th* oder *h*, weil es jetzt anomal ist. Natürlich kann ich ihm darin nicht beistimmen, da ich es vielmehr als *theta*, *th*, wieder eingeführt wünsche, z. B. *ther* statt *der* da, welches allen Nachdruck und Unterschied von andren *der* verloren hat. In Ortsnamen, wie *Thjele* (l. *Tjæle*) hat es sich ausnahmsweise erhalten.

7) *j* als Gaumenhauch ist bereits abgehandelt und ist consonantisch in *jagt*, *jøde*, *stjerne*, *tjære*, dem deutschen *j* gleich, sowie dem portug. *h* nach *t* u. *n*, dem span. *ll* oder *ñ*, ital. *gn* u. *gl* u. s. w. wie man Vanille *vanilje* liest. Als solcher Gaumenhauch verbindet es sich erweichend mit vielen Mitlautern wie *bjerg djerv fjern gjerne hjerne kjerne*. Nach *l* geht es ins ganz analoge *g* über, *svælg*, *vælg*, mit starker *j*-Färbung. Nach *m* *mjød*. Sonderbar dass es nach *l n r v* eigentlich nicht vorzukommen scheint, denn *hærje* oder *hærge* scheint Ausnahme, gleich *sværge*, wo der *j*-Laut nur als Färbung assonirt. So die Vokalsaussprache von *Sverrig* (Scwehden) als *Sverje*. Die Ursache dürfte in der bereits hinreichenden Weichheit der mit jenen *liquidis* gesprochenen Silben liegen.

Dass das die Silbe schliessende, einem Vokal beigefügte *i* den Ton diphtongisch, jedoch mit leichtem Aushauch mache, haben wir schon bemerkt und die dem Gehör widersprechende Theorie *Rasks*, der die vokalische Beimischung des *i*-Tons überhört und nur einen Consonant als *j* hört, durchaus verworfen. Wer in *hai*, *nei*, *hui* keinen beigeesellten

i-Ton hört, dem ist nicht zu helfen. Wird dies *i* gehört, so macht es den Ton unwidersprechlich doppeltönig und der etwa einzuräumende Aushauch hebt diese Beschaffenheit nicht auf. Provinzialismen abgerechnet ist aber der Aushauch fast nicht mal hörbar. Wenn *Rask* aber so weit geht ausser dem gewöhnlichen *j* ein weicheres, schwaches, als eigenen Buchstaben mit besonderer Letter in die Sprache aufzunehmen, so verliert er sich in Subtilitäten. Es genügt zu bemerken dass das dem Zungenton *i* verwandte *j* zuweilen mehr wie *i*, also vokalischer, zuweilen weniger und consonischer, bald härter bald weicher sei.

8) *k*, der harte Gaumenlaut, wird, gleich dem *g*, ausgesprochen wie im Deutschen, daher auch, wie *g*, zuweilen durch einen *j*-Hauch weich und vokalisch gefärbt. Dass diese Erweichung zu dem Ton, den die Franzosen *mouillé* nennen, nur vor *ø* oder *ö* und *ä* auch *e* eintritt, ist unstreitig eine unhaltbare Behauptung die man nicht durch die weitere Behauptung, vor andern Vokalen müsse ein *j* eingeschaltet werden, rechtfertigen kann. So gut wie *kjole* Kleid sollte man *kjær*, *kjød*, *skjæg* auch mit *j* schreiben. Wenn der Gebrauch zuweilen die Auslassung gestattet, so ist auch die *mouillirung* nicht nothwendig. So sollte man stets *kjæde* schreiben wie sprechen, *keed* überdrüssig aber ohne *j* sprechen, oder doch sprechen dürfen. So ist es denn auch Gebrauch.

9) *l* ist gleich dem deutschen *l* und wird durch Verdoppelung nicht erweicht, kommt auch nur selten also vor wie in *villie* Wille *tilje*, welche, Fremdwörter *Cecilie*, *Familie*, *Sicilien* u. s. w. ausgenommen, isolirt dastehen.

10, 11) *m* ist dem deutschen *m* gleich, ebenso wie *n*. *Rask* und nach ihm *Levin* fabuliren zwar viel von einem *ng*-Laut, den das *n* vor *g* und *k* annimmt und möchten einen besondern Buchstaben wie *ḡ* dafür in Anspruch neh-

men. Es ist aber dieselbe Aussprache wie im deutschen *ng* und *nk* und die Zusammenstellung zweier an sich nicht homogener Mitlauter wird stets, wenn sie in einer Silbe geschieht, einen vermittelnden Übergang zwischen beiden veranlassen, der bei geschiedenen Silben weniger eintritt.

12) *p* ist wie *b* der deutschen Aussprache fast gleich; denn das geringere Vorkommen des *p* und der weichere Silbenschluss durch *b* wenn nicht das *p* kurz, scharf doppelt eintritt, bewirkt keinen eigentlichen Unterschied.

13, 14) Von *q* redeten wir schon. Das *r* ist gleichfalls dem deutschen *r* gleich; es ist ebensowenig tief guttural. Man möchte es vielleicht noch näher nach der Zunge verlegen wie das deutsche, meist dem Gaumen angehörende *r*.

15) *s* ist im Allgemeinen stark vom deutschen *s* abweichend und mehr scharf, etwa wie das einlautende *s* vor dem starken Zischhauch *sch* der Deutschen. Jedoch fällt der Zischhauch dabei ganz weg. Es ist das ital. *s* in *sono*, das franz. in *sang*, indess das gewöhnliche deutsche *s* in *seyn*, *sieben*, dem holl. *z*, dem franz. *c* nahe steht. Am *s* wird der Deutsche den Dänen, wie der Däne und Franzose den Deutschen gleich erkennen. Es ist als ob der Deutsche sein Zischvermögen für das *sch* und *z* reservirte und beim *s* nur ganz gelinde verfahren will. Der Engländer hat diese ausnahmsweise germanische Weichheit des *s* auch nicht und verräth dadurch seine grössere ursprüngliche Verwandschaft mit dem Nordischen.

Es wäre hier der Ort von der Abwesenheit des Zischhauchs *ch* und *sch* im Dänischen zu reden, besonders da derselbe dem norweg. u. schwed. nicht fremd ist und seine Einmischung das Dänische missfällig macht, wie sie auch dem Holländer höchst unangenehm ist. Indess werden Sie sich leicht vor dieser Einmischung hüten können wenn Sie die gewöhnliche Substituierung des *sk* und *skj* für *sch* im

Dänischen beachten, so *skee* geschehn, *skjøn* schön, *skrive* schreiben, *skjænde* schelten u. s. w.

16) *t* ist dem deutschen *t* gleich, nur ist es seltener, indem die Auslaute gewöhnlich zu *d* erweicht sind.

17) *v* ist dem deutschen *w* gleich; das deutsche *v* ist ein missbräuchlich eingeschlichener *f*-Laut, indem der wehende Aushauch scharf und pfeifend geworden ist. Der Deutsche ist mit dem *v* grade umgekehrt verfahren wie mit dem *s*, dessen Sibilation er moderirt hat. Natürlich hat kein Römer je *vultus* als *fultus* oder *virtus* *firtus* gelesen. Ganz auffallend ist es dass der Holländer dem deutschen Beginn hierin treu geblieben ist und *v* wie *f* liest; mir ist diese Schärfung des *v*-Hauchs in keiner andern Sprache vorgekommen. Zur Abhülfe des Fehlgriffs hat der Deutsche das doppelte *v* oder *w* erfunden, welches der Däne, da es ihm unnöthig ist, in seiner Sprache gar nicht, in Fremdwörtern *ad libitum* gebraucht oder durch *v* ersetzt. Der Engländer hat dies *w* aufgenommen, wahrscheinlich weil ihm ein Zeichen für das vokalisch aspirirte *ua*, für das mit *h* aspirirte *v* fehlte, daher dies *w*, wie bemerkt von ihm oft für einen Vokal gehalten wird. Dem Holländer war es begreiflicherweise nöthig. *Rask* möchte dies englische vokalische *dubble-u* als neue Letter ins Dänische einführen, so *haw*, *krawle*. Wie unnöthig dies sei geht aus meiner einfachen Darlegung der vokalischen Beschaffenheit des *v* als Auslaut und Aushauch hervor. Das mit *h* aspirirte *v* ist ein in der neuern Zeit ausgeglichener, in der ältern Sprache und in Dialekten wie bemerkt oft vorkommender diphtongischer Ton, der sich im engl. *w* und *wh* wiederfindet. Dieselbe diphtongische Aspiration des *v* finden wir wo es die Silben endet, wie denn auch der Engländer *aw* *ow* und *ew* doppeltönig ausspricht, jenes *ā*, *ou* *au*, dies *juh*. Dass jener doppeltönige Auslaut im Dänischen nicht zu

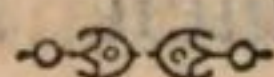
entfernen sei, ist schon bemerkt, daher *rauv*, *rev*, *rov* wie *rauw rew* mit leicht ö-gefärbten Auslaut, ganz verschieden von *ræv* Fuchs, wie *gjæv*, *brav*, ohne Vokalsonanz des *v*. *Rask* bemerkt richtig dass jener Laut des *v* ähnlich sei dem *u* im portug. *guarda*, ital. *uomo*. Er verfällt aber in seinen consequenten Irrthum keinen Doppelton hierin hören zu wollen, sondern einen weichen Mitlauter *w*. Der vokalische Charakter, die der Fortdauer fähige Tönung des verschmolzenen *u* ist da. Der eingemischte *v*- oder *h*-Hauch nimmt das vokalische nicht weg, sondern stützt und modificirt es nur.

18, 19) Vom *x* und *z* redeten wir schon. Jenes ist ein zusammengesetzter Mitlauter, der jedoch, wie im Deutschen, durch seine Elemente nicht ersetzt werden kann und als Letter zweckmässig und ächt dänisch ist. Das *z* dagegen ist bei dem scharfen *s*-Laut für die Sprache selbst weniger nöthig; denn das weiche *s* der Deutschen, welches auszudrücken die Holländer das *z* wählen, kommt im Dänischen nicht vor. Möglich ist es dass man mit der Zeit das *z* statt *ds* aufnimmt und *Kranz glanz* schreiben wird statt *Krands*. Bis jetzt geschieht es nicht. Das *z* ist daher bislang nur eine Letter für fremde Töne und Worte, wie in *Zebra*, statt *dsebra*, *zenith* statt *tsenith*. Denn mit *Rask* *s* zu substituiren ist unzutreffend. Könnten wir nun das alte *th*, das *thott* der Isländer wiederherstellen, so würde das Dänische 20 einfache Lettern zählen.

Die zusammengesetzten Mitlaute werden im Dänischen, insofern sie nicht wie *ph* in *philosophie*, *prophet*, *pfaffenhofen*, *chir-Christ* sich stricte nach dem Ursprung richten, im Allgemeinen so ausgesprochen, wie es die Lesung der einzelnen Lettern ergiebt, also *stå*, stehen *stad sted*, Stelle, *spag* u. s. w. nicht mit dem deutschen Zischlaut, als ob es hiesse Schtadt, Schtelle, Schprache, welche Aussprache

übrigens selbst im Deutschen nicht lauter und empfehlungs-
werth ist. Übrigens sind die abweichenden, eigenthümlich
lautenden, wie *hv*, *hj*, *gj*, *kj*, *gn*, *gl*, *rd*, *nd* u. s. w. be-
sprochen. Das *ck* fand sich im Isländ. ist aber im Däni-
schen durch *kk* ersetzt. *tz* ist nicht vorhanden, da *z* fehlt.
sz, wie das Deutsche in *gewiss*, *gebiss* es hat, war unnöthig,
weil *s* ohnehin die geschärfte Sibilation hat. *th* und *dh* sind
bis auf *thi* und *thing* verloren gegangen und *d* oder *dd*
geworden. *bs* und *ps* können nicht sehr verschieden lau-
ten; denn da ihr Unterschied in dem harten oder weichen
Schluss beruht und statt des Schlusses der Übergang zur
Sibilation geschieht, so hört man nur die dem *b* und *p* ge-
meinschaftliche Tendenz zum Lippenschluss. Das *chi* und
sch sind, wie gesagt, nicht vorhanden. Für *ch* tritt *k* ein.

VIERZEHNTER BRIEF.



Ansichten über die Entstehung der Mitlauter.

Eine genetisch systematische Vorstellung von dem gan-
zen Consonensystem den beregten ungenügenden Ansichten
entgegenzusetzen, vermag ich allerdings nicht. Dennoch
kann ich meine Überzeugung nicht zurückhalten dass es
eine sattsam erklärende Doctrin giebt und stehe nicht an
meine Gründe hiefür kürzlich darzulegen. Die Stimme ist
bekanntlich eine mittelst der Stimmritze, der mit der At-
mosphäre in Verbindung stehenden, zwischen Lippen und
Lunge liegenden Luftschicht mitgetheilte Vibration, zu de-
ren Auffassung und Unterscheidung das Ohr als Sinn und
Organ eingerichtet ist. Die Vibration selbst giebt den Ton,
der sich in der äussern Luft fortsetzt bis er am Widerstande
verhallt. Durch nähere weisigende Wirksamkeit der Werk-

zeuge erhält der Ton seine Form, Anfang, Mitte, Ende, und wird zum Laut. Klang, Schall u. s. w. drücken die Weise aus, wie der Ton im Laute vernehmlich wird. Der Hauch ist die einfache, der Luftschicht gegebene Bewegung, verschieden von der den Ton ergebenden Zitterung. Diese Betonung erkannten wir als an sich vokalisch, phonisch, stimmgebend. Ihre Verbindung mit dem Hauch ist daher die erste, einfachste Weisigung und Formgebung. Die übrige Artikulation schliesst sich als mitlautend, consonierend hier an. Sie löst das Problem: wie wird die Tonvibration durch Einwirkung anderer Elemente modificirt? und es ist rationel glaublich dass es eine durch ihre Bedingungen normirte Reihe von Grundformen geben wird, welche die gesammte Lautskala erschöpft. Jene Elemente sind die mit der Stimme in Verbindung stehenden menschlichen Organe, die man deshalb Sprachwerkzeuge nennt, obgleich sie übrigens im Organismus auch noch andre Functionen haben können. Wir erkennen zuerst die ganze Höhlung vom Munde bis zur Lunge, deren unterer Theil die Kehle, deren oberer Theil der gewölbte Gaumen ist. Diese ist gleichsam das feste *continens* der Tonbildung. Innerhalb dieser bewegt sich die Luftschicht, durch den Athem aus- und eingehend als Hauch. Die Zunge theilt diese ganze Wölbung in beweglicher Weise; Zähne und Lippen sind bewegliche schliessende Stützpunkte und Dämme; der eine fest, hart, mehr oder weniger mit Zwischenräumen; der andere weich, anschliessend und die *embouchure* der ganzen Stimme bildend. Man hat auch die Nasenöffnung hinzugezogen und zwar mit Recht, insofern es sekundair geschieht, indem das freiere oder gehemmte Spiel der Luftschicht durch diese Freischleuse den Ton nasal macht. Die allgemeine Scheidelinie zwischem dem ungeformten Ton und dem geformten Laut, zwischen Vokalen und Consonen,

haben wir gezogen und in der Lehre von den Vokalen die mehr consonirende Seite, im *e* und *i*, dem reinern Brustton in *a o u* entgegengestellt. Nun ergibt sich von selbst dass in der andern Abtheilung des Ganzen der Stimme, die den zum Laut geformten Ton, die Consonen enthält und darstellt, eine analoge Scheidung Statt finden wird und muss. Eine Seite dieser Formen wird sich mehr als vokalisch darstellen, eine andere mehr als weisigende Form. Den Hauch in seinem Anfang durch einfachen Kehldruck oder als einfaches Ansetzen der Stimme im *h* und in seinem Schluss als *v* haben wir kennen gelernt. Er entspricht der Brusttonreihe *a u* im Vokalsystem; kann aber seiner Natur nach auch als völlig conson betrachtet werden, nemlich als das einfachste Streben zur Form- und Lautbildung im Hauchlaut *h* und Wehlaut *v*. Dass die der Wirkung der andern Werkzeuge unterworfenene Hauchformung mehr mitlautend ausfallen werde, folgt schon daraus dass die entsprechenden Vokale *e u i* an sich schon mehr conson sind und die Formtendenz mit den einwirkenden Organen von selbst gegeben ist. Die Zunge giebt dem Hauch den Zischlaut (im franz. *ch*), *sh*, *sch*, bis zum *s*, der unter Mitwirkung der Zähne sibilirend wird und sich scharf durch ihre Fugen drängt, jedoch nach den Lippen zu zur sanften Aspiration, wie *jü*, wird. In der andern Richtung bildet das *ch* den palatalen Hauch, dem *e* entsprechend und zeigt sich in der Richtung nach dem gedehnten, mouillirten *j* (dem *i*) als das dem *ch* ähnliche *j* in *ja*, welches sich weiter nach der Kehle in ein gutturalles *ch*, *gh* verwandelt. So haben wir also als Vermittler der Mitlautbildung die Hauchformation, die reinvokalische in *h* und *v*, die consonirende, einerseits des *h* von dem gutturalen *ch* bis zum sibilirenden *s* in verschiedener Härte und Weiche vom *k*, *g*, *j* bis zum *sh*, *sch* und *s*, andererseits des *v* in *f*, *ph* u. s. w. Die Formseite dieser Reihe

ist rein consonisch, die Kehllaute *k*, *g*, das Gaumen-jod und die Zungenzischlaute *s* und *z* bildend, mit *h* und *v*, *g* und *f* als Endpunkten. Bevor ich die besondere Mitlautbildung verfolge ergibt sich in der Übergangsregion die Erscheinung, dass der in Bewegung gesetzte, mit irgend einem Ton versehene Hauch in seinem Fortschritt ein Hemmniss erfährt, welches jedoch stets wieder von der Bewegung überwunden wird. Dies abwechselnde Aufhalten und Fortschreiten wird daher rollend, wie jede durch Friction gestörte und doch fortgesetzte Bewegung. Der Laut für diese einfache natürliche Erscheinung ist das *r*, welches, jenachdem das Hemmniss, der Druck tiefer und bereits in der Kehle oder durch die andern Werkzeuge, oder in Verbindung mit andern Lettern eintritt, guttural, palatal, lingual und labial sein kann. Um nun, nach Hervorhebung der einen consonischen Sphäre, nemlich der vokalischen, weiblichen Hauchseite, zu welcher das die ganze Bewegungsskala durchlaufende *r* jedoch nicht gehört, eine richtige Vorstellung von der rein consonischen Lautbildung zu erlangen, wird man, wie gesagt die speciellen Werkzeuge in ihrer Operation zu betrachten haben. Fangen wir von der Extremität an, so treffen wir *a*, die Öffnung und den Schluss des Hauchs durch die Lippen, offenbar *b* und *p*, für den Aushauch *v*, und *m* für den einfachen Anhauch. Diesen schliesst das *f* sich an als Combination des Anhauchs und Aushauchs. Durch das Überwiegen des Anhauchs erhält man das *ph* und das aspirirte *b*. *b*, die Zunge bringt durch Schliessung oder Öffnung des Gaumens *l* *n*, durch Anschlag oder Anstemmung an die obere Zahnreihe *d* und *t*, welche durch Hinzufügung des Hauchs das engl. und isl. *th* und das nordische *dh* ergeben. Gaumen und Kehle können selbst durch ihre Bewegung den Hauch nicht schliessen und öffnen; wohl aber kann die Zunge den Hauch verengern. Die da-

dnrch entstehenden Kehl- und Gaumenlaute *g*, *ch*, *k*, *j* habe ich bereits angeführt. Geschieht die Verengerung durch das Vorstrecken der Zunge zwischen den Zähnen, so entsteht das weiche *s*, das *ç* als sibilirender Hauch. Geht in diesem *s*-Hauch der Lippenschluss voran, so entsteht das *bs* oder *ps* (*psi*); geht ihn der dentale Zungenschluss voran, wird es das *z* und *tz*; geht ihm der Gaumendruck *k* oder *g* voran, entsteht das *x*. So könnte es auch ein durch vorhergehenden Hauch *h* aspirirtes *s* geben; da es aber dieser Hauch selbst ist, welcher durch die Vorstreckung der Zunge getheilt wird und das weiche *s* hervorbringt, so ist der Übergang in derselben Richtung nicht leicht vernehmbar.

Es ergeben sich, wie mir scheint, hier die Grundlinien einer verständlichen Theorie über die Entstehung und Bedeutung der Laute, welche mit der vorgetragenen über die Vokale genau stimmt. Ich prätendire nicht deren zutreffende Ausführung in allen Richtungen. Eine nähere Prüfung und Vergleichung mit den Ansichten Anderer wird zur Vervollständigung führen. Die Punkte in welchen diese Theorie von andern sich unterscheidet sind 1) die Scheidung der Vokalreihe in zwei distincte Regionen, die des reinen, vorherrschenden Brusttons, und die des, durch die bildenden Organe an eine vorherrschende, sekundaire Form gebundenen, gleichsam partiellen, getheilten Brusttons, und der aus deren Verschmelzung diphtonisch entstehenden Vokale, verschieden von den wirklichen Doppellautern; 2) die Vorstellung jenes Unterschieds als eines Gegensatzes zwischen Gemüth und Gedanken, entsprechend dem grössern Gegensatze des Vokalischen und Consonischen in der Sprache; 3) die Vorstellung von den Mitteltönen als eines durch einen andern Ton oder Laut gefärbten Grundtons; 4) der Einfluss hievon auf den Wohllaut und Charakter der Sprachen; 5) Die Vorstellung des reinen und durch die Sprachwerk-

zeuge modificirten Hauchs als Grundelement der Consonenbildung und der besondern Auffassung des Hauchs, als ebensowohl vokalisch (Träger des Brusttons), als consonisch (der Lautbildung und Artikulation zugänglich); 6) die Hauchconsonenbildung zwischen Anhauch und Aushauch *h-v*, als Brechung, Wechsel von Hemmung und Fortschritt durch alle Werkzeuge für *r*, als Zischlaut durch die Zunge *sibilantes*, dem *i* entsprechend, als gedrückt durch den Gaumen *j*, oder durch die Kehle *ch*, und die weitere Ausbildung der primitiven Hauchlaute *a*, in der aus ihnen selbst hervorgehenden Entwicklung nemlich *ch*, *g*, *k* am einen, *f* und *w* oder *v* am andern Ende, in der Mitte die besondern Zischlaute vom weichen *j*, bis zum *sh*, *sch* und vom gedrückten *j* bis zum *ç* und *z* als weiches *s*; *b*, in den beweglichen Operationen der Werkzeuge, nemlich, der Lippen, *m*, *b*, *p*, dem *v* und *f* sich anschliessend, der Zunge, *l*, *n* und in Verbindung mit den Zähnen, *d*, *t*; *c*, in der Combination derselben mit dem entsprechenden Hauch als *ph*, *sch*, *lj*, *nj*, *th*, *dh*, *tj* und *dj*, *gh* und *gj*, *kj* und *kv* (*qv*) *hv*, *hj* u. s. w.; *d*, in der Combination leicht verbindbarer Consonen *st*, *ds*, *ts*, (*z*), *ps*, *pf*, *ks*, *gs* (*x*), *gn*, *ng*, *rd* u. s. w. Hiezu kommt noch die nasale u. schnalzende Aussprache.

Die Anwendung dieser Theorie auf die verschiedenen Sprachen, und so auch auf die dänische macht sich sehr leicht, bestimmt und ausreichend. Denn eine andere Aussprache als die ihm naturgemässe kann der Mitlaut hier nicht erhalten; es fragt sich nur wie sie in Lettern dargestellt wird. So drückt der Franzose das schleifende *j* aus durch *j*, *ge*, *gi*, *ch* u. s. w. Der Engländer durch *ge*, *j*, *gi*, *ch*, *sh* u. s. w. Im Dänischen nun fehlen die aspirirten Zischlaute und die gutturalen Hauchlaute; alle andern Consonen sind vorhanden und ihrer Schreibweise nach leicht zu erkennen. Nur hat es für die componirten Mitlaute

keine besondere Lettern, wie das Griechische deren viele hat, sondern nur *x*, und für Fremdwörter *z*. Andern Sprachen fehlen andere Laute z. B. das aspirirte *th* und *dh*. Die Anwendung ist leicht und allgemein. Obgleich man es als Regel vor Augen haben sollte derselben Letter dieselbe Geltung und Aussprache stets beizulegen, so erklärt sich doch die Erscheinung leicht dass verschiedene Sprachen durch dieselbe Letter verschiedene Laute bezeichnen und dass selbst in derselben Sprache ähnliche Anomalie hervortritt, jenachdem mit einer Grundform ein palataler, lingualer oder dentaler Laut verbunden wird. Diese Fälle sind genetisch zu erklären.

Nachdem ich also mit den Grundlinien einer allgemeinen Theorie zu schliessen gewagt habe, glaube ich Ihnen reichlichen Stoff zum Nachdenken geboten zu haben und wünsche selbes nicht durch Aufnahme neuer Gegenstände, welche auf die fernere, leichtere Auffassung des Dänischen Einfluss üben, zu stören. Solche Gegenstände sind die Parallelisirung der deutschen und dänischen Ausbildung derselben Worte, die Entlehnungen aus andern Sprachen, die Vergleichung der Bildungsregeln, die Ordnung und Gestalt der Schriftzeichen, die Bedeutung der Töne und Laute im Ausdruck und namentlich in der Wortbildung u. s. w.

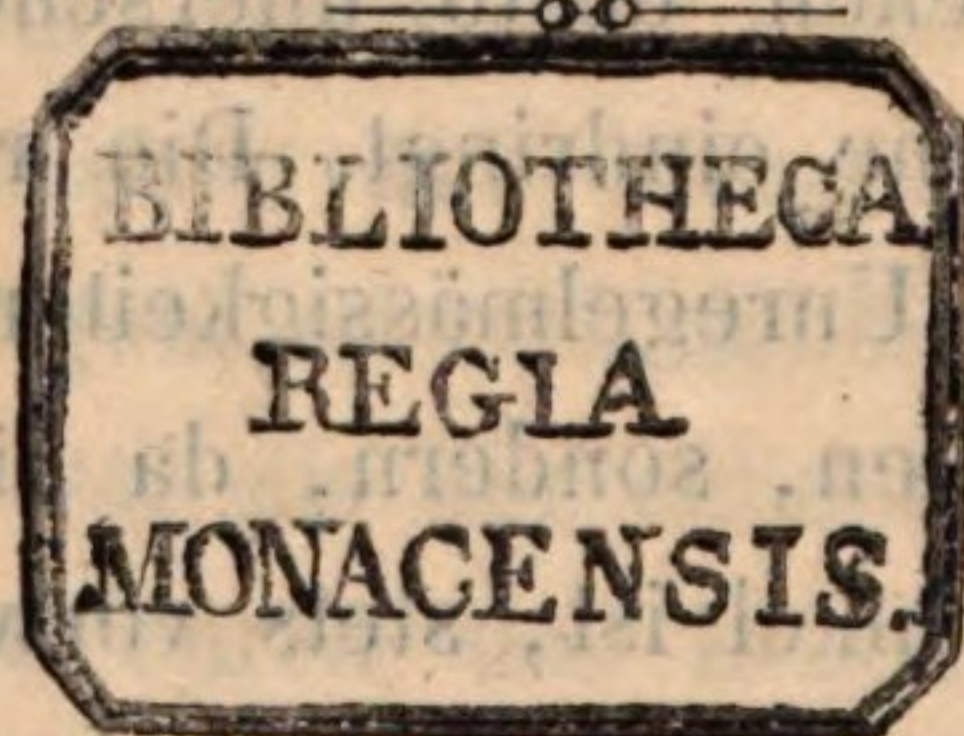
Wollen Sie es mir vorbehalten über dieses u. w. d. a. mich künftig weiter auszusprechen, so wird dies für mich ein Zeichen und Zeugniss des Beifalls sein, und zwar das erwünschteste, welchem zu entsprechen, soweit ich des Vermögens bin, ich nicht anstehn werde.

Indess ist eine Wahrnehmung im jetzigen gelehrten und lernenden dänischen Umkreise zu allgemein hervortretend und wichtig, als dass ich sie nicht zum gedeihlichen Schluss aufzusparen gemüssigt mich fände. Die allgemein nationale Richtung zeigte sich u. a. einseitig, schneidend,

polternd wider die klassische, fremde, lateinische Sprachbildung auftretend, (*Grundtvig*) und diese starre Opposition bewirkte wenigstens so viel, dass eine mitigirte Reform im Interesse der Muttersprache Eingang fand. Aus dieser wohlgemeinten Restitution der dänischen Sprache in ihr Recht ist der Versuch hervorgegangen, 1) die eigentliche grammatische, logische Elementarbildung des Studiums an die Muttersprache zu knüpfen, 2) mit der ganzen Schulbildung nicht weiter zu verfahren bis die Kenntniss der Muttersprache und der Grammatik in normaler Vollständigkeit, Correctheit, Festigkeit den Kinderseelen beigebracht worden. Man erkennt hier, besonders bei praktischer Wahrnehmung, eine mitunter sehr verkehrte und in ihrer Consequenz den Geist lähmende und beschwerende, das Leben an den Buchstaben fesselnde Anwendung guter und vermeintlich guter Grundsätze und Bestrebungen. Erstlich ist jede Geistesentwicklung, besonders die grammatisch-logische eine successive, die sich mit der erweiterten Aufnahme und Aneignung des Materials stets erneut und erweitert. Da nun die dänische Muttersprache, hierin der englischen ähnlich, keine grosse Reichhaltigkeit grammatischer Formen darbietet, sondern sogar in einer Krisis grösserer Vereinfachung sich befindet, so ist der Versuch die Logik der Rede und Sprache in ihr anschaulich zu machen und dieserhalb das Lateinische als Material zu beseitigen, an sich schon verfehlt. Diese grammatische Bildung ist, als der actuellen, praktischen Aneignung der Sprache durch das Leben selbst, durch Gehör und Gebrauch, entgegengesetzt, von selbst hemmend und aufhaltend. Die Störung wird bei den Kindern erst später durch höhere Verklärung und Nachdenken über das auf andern Wegen eingesammelte reiche Material, ausgeglichen. Diese Störung grade in der Muttersprache eintreten zu lassen, in welcher die Gegensätze zudem kaum erkennbar

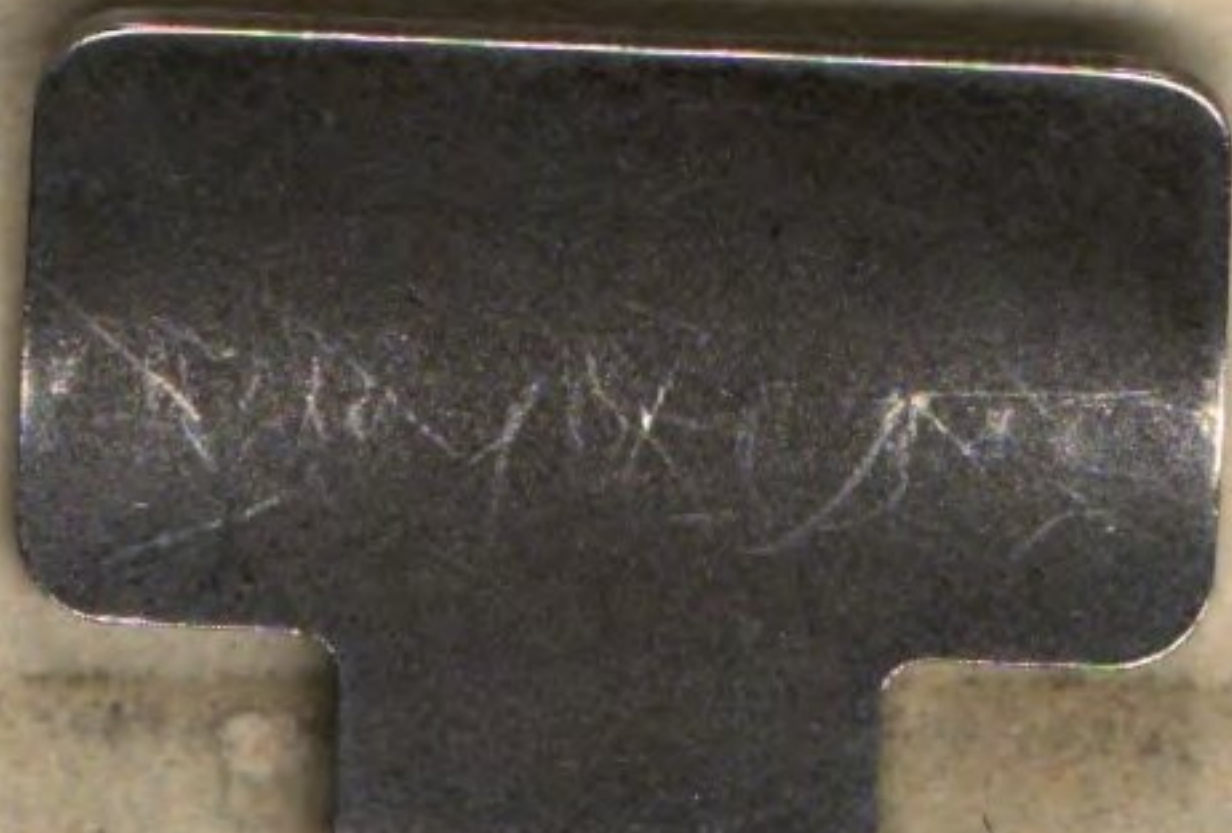
sind, muss Verwirrung, Unsicherheit und Geistesstarrheit nothwendig erzeugen. Denn da die Regeln zuerst nur vom äussern Gedächtniss aufgefasst werden, so ist an Einsicht, Verständniss, Urtheil zunächst nicht zu denken. Die Übertragung des seiner Natur nach beweglichsten, lebensreichsten Stoffs, der Muttersprache, in das bloss mechanische Gedächtnissfachwerk hemmt den geistigen Blutumlauf in den eigensten Lebensorganen und Functionen. Zweitens aber wird diese wohlgemeinte, jedoch übelverstandene, fehlgreifende Lehrweise völlig widersinnig, wenn das Kind in seiner zarten, weichen, nach Speise aller Art verlangenden Auffassung geistig an diesen mechanischen, leblosen Block gefesselt und geschmiedet wird. Das Kind kann nicht weiter kommen; denn den Block verdaut es doch nicht. Es ist durchaus und völlig als ob man dem Kinde das Gehen und Laufen nicht gestatten wollte, bevor es jede Fiber seines Fusses, jede Muskel des Körpers systematisch, einsichtlich, bewusst normal in Bewegung zu setzen gelernt hätte und eingeübt worden. Das Kind wird mithin kriechen bis es den Händen seiner klugen Lehrer entzogen wird. Ja, je edler, je besser, je anthropischer seine Anlagen sind, desto unwiderbringlicher wird es im Kriechen beharren, weil der Grund aufrecht zu gehen desto unerschöpflicher wird, je weiter man in die Sache eindringt. Die rechte Maxime ist: sich bei den kleinen Unregelmässigkeiten, Abweichungen, Fehlern nicht aufzuhalten, sondern, da die Sprachkenntniss nur ein Mittel, ein Vehikel ist, stets vorwärts zu den Realitäten, den Kenntnissen, den Wahrheiten zu dringen und nur nebenbei für die Vollendung und Reinigung des Gefässes zu sorgen, mit welchem man das den Durst stillende Getränk schöpft. Dies ist die rechte Realitätsrichtung, wogegen die in den dänischen Schulen eingeführte, von der Direction der Universität und gel. Sch. ausgehende, nur

eine vermeintliche ist. Das Übel ist aber tief eingewurzelt und weit verbreitet. Es versteckt sich unter eingebildeter Liebe zur Muttersprache und unter dem Anschein systematischer Consequenz und Logik. Es ist daher sehr schwer zu heilen, und erst nachdem die wohlmeinenden Gelehrten, welche nicht im Mindesten Arg daraus haben dass sie die Schulbänke zu geistigen Folter- und Schlachtbänken missbrauchen, es durch zu späte Erfahrung inne geworden sein werden dass ihre grammatischen *stumbling-blocks* nur *block-heads* entwickeln, werden sie mit einem verwunderten na! — so! die einfache Wahrnehmung und Erkenntniss vorwalten lassen. Hoffen wir dass die gesunde Natur und ihr Wachsthum die chinesischen Schuhe abstossen wird, die man um die geistigen Füße der Kinder gewaltsam schmiegt. Die Sache ist sehr wichtig, weil der Fehler, wie gesagt, und wie auch voraussetzen war, von oben ausgeht. Und damit Gott befohlen, der der Leiter in alle Wahrheit ist, und der auch die Kenntniss der Buchstaben fruchtbringend machen kann.



E r r a t a.

Pap. 17,	Zeile 15 v. o.	statt: hervorgehende,	lies hervorgehenden
" 23,	" 13 v. u.	" vor: oder	" die harten Töne
" 26,	" 6 v. o.	" zergehen	" vergehen
" 27,	" 8 v. o.	" Saemfundet	" Samfundet
" 41,	" 8 v. o.	" ebnen I.	" edlen Ingemann
" 53,	" 7 v. u.	" Busch	" Busk
" 54,	" 1 v. u.	" Kulisten	" Kulissen
" 57,	" 16 v. u.	" vor: Verwechselung,	lies praktische.



Dirckinck-Holmfeld, Constant,

Dänische Zustände aufgeheilt in Litteratur-Briefen nebst Bemerkungen über
die Aussprache des Dänischen

Altona 1846

L.g.sept. 94 e

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10582571-0